

# FORUM CLASSICUM

# 2021

ZEITSCHRIFT FÜR DIE FÄCHER LATEIN UND  
GRIECHISCH AN SCHULEN UND UNIVERSITÄTEN

W. Stroh

Jan Novák – Zum 100. Geburtstag  
des großen Lateinkomponisten

F. Lederer

Musik, Vokalgestaltungen und Instrumente  
in den Epen Homers

K. Schulz

Maschinelle Sprachverarbeitung für  
die Klassische Philologie

Ch. Wurm

Ovid, Vater Rumäniens



# Neues aus dem alten Rom

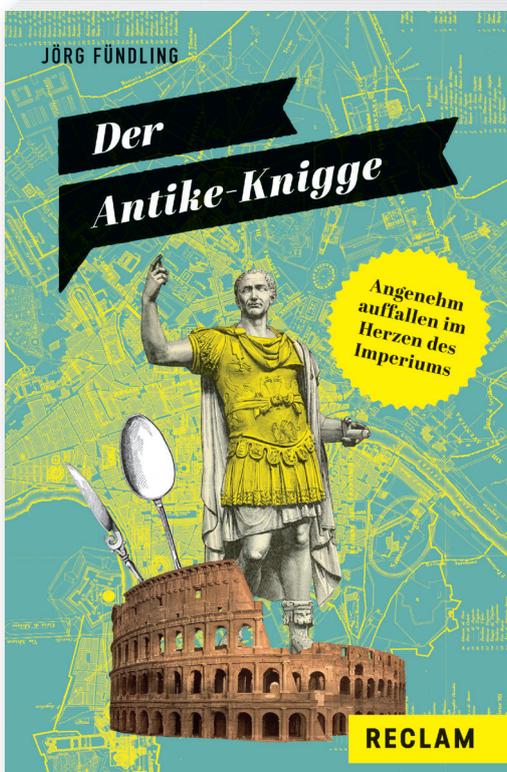
Michael Mohr, Lehrer für Latein, Griechisch und Geschichte, kennt Rom wie seine Westentasche. Er hat Inschriften von Monumenten und lateinische Texte über Sehenswürdigkeiten wie Kolosseum, Kapitol oder Circus Maximus versammelt, samt Übersetzung und Hintergrundinformationen.

176 S. 20 Abb. 2 Karten · € 12,00  
ISBN 978-3-15-014156-4

Rom in eigenen Worten  
Texte zu den wichtigsten Orten  
und Monumenten  
Lateinisch / Deutsch



Reclam premium



Was würden Sie anziehen, wenn Sie im Rom zu Zeiten Marc Aurels zum Abendessen eingeladen wären? Wer jetzt antwortet »Na, eine Toga!«, der hätte besser mal im Antike-Knigge nachgelesen. Der Althistoriker Jörg Fündling gibt in launigen Kapiteln Benimmtipps für unterschiedliche Gelegenheiten, eben die berühmten Dos and Don'ts bzw.: Fac et noli!

246 S. · € 12,00  
ISBN 978-3-15-014157-1

Informieren Sie sich über die Bestellvorteile für Lehrer\*innen und Referendar\*innen unter [www.reclam.de/lehrerservice](http://www.reclam.de/lehrerservice)

# Reclam

# Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,  
die Sommerferien stehen vor der Tür und Sie haben es sich redlich verdient, nach den vielen belastenden Monaten im Distanz- oder Wechselunterricht für einige Wochen fern von Bildschirmen und dem täglichen Ansturm digitaler Nachrichten in der Natur oder bei einem guten Buch Erholung zu finden. Vielleicht finden Sie auch Zeit für den einen und anderen Beitrag in diesem Heft.

Den Anfang macht der Münchner Emeritus Wilfried Stroh, der in seinem Beitrag den 100. Geburtstag des tschechischen Komponisten Jan Novák (1921-1984) feiert. Novák vertonte zahlreiche lateinische Gedichte (z. B. von Horaz und Catull, aber auch das Proöm Caesars zum Gallischen Krieg) unter besonderer Berücksichtigung der lateinischen Prosodie und Metrik und verfasste auch selbst Liedtexte und Gedichte auf Latein. Kaum jemand könnte Novák besser würdigen als Wilfried Stroh, der Liebhaber lebendig gesprochenen und gesungenen Lateins, der mit dem Komponisten befreundet war und mit ihm

gearbeitet hat. – Auch der folgende Beitrag verbindet Musik und die Alten Sprachen. Dr. Franz Lederer spürt der Musik bei Homer nach und führt in die antike Musik und ihre Instrumente ein. – In unserer digitalen Reihe beschäftigt sich Konstantin Schulz diesmal mit maschineller Sprachverarbeitung: Der Artikel untersucht die Einsatzmöglichkeiten maschineller Spracherkennung und -verarbeitung für die Klassische Philologie. Maschinelle Spracherkennung kann etwa zur gezielten Suche nach sprachlichen Ähnlichkeiten zwischen einzelnen Werken oder zur schnelleren Digitalisierung großer Manuskriptkorpora genutzt werden. – Zum Schluss widmet sich Christoph Wurm einem rezeptionsgeschichtlichen Thema: In seinem Beitrag beschreibt er die besondere Beziehung Rumäniens zu Ovid, insbesondere in Bezug auf Ovids Stellung als Begründer der rumänischen Nationalliteratur.

Ich hoffe, dass Sie in diesem bunten Sommerstrauß die eine oder andere schöne Blume finden, und wünsche Ihnen eine anregende Lektüre.

Ihr MARKUS SCHAUER

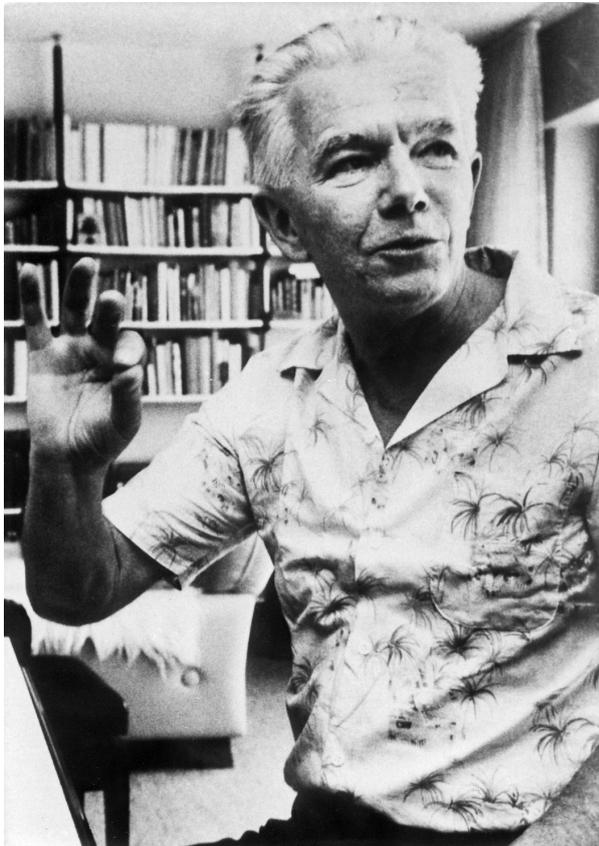
Wilfried Stroh	Jan Novák – Zum 100. Geburtstag des großen Lateinkomponisten	88
Franz Lederer	Untersuchungen zur Stellung von Musik, den Vokal- gattungen und Instrumenten in den Epen Homers	98
Konstantin Schulz	Maschinelle Sprachverarbeitung für die Klassische Philologie	104
Christoph Wurm	Ovid, Vater Rumäniens	109
	Zeitschriftenschau	118
	Besprechungen	130
	Varia	149
	Impressum	156

## Aufsätze

Jan Novák

### Zum 100. Geburtstag des großen Lateinkomponisten

Der Wohlklang des Lateinischen hat die Musiker, besonders auch die Komponisten, immer angezogen. Aber in der Neuzeit waren es, dem praktischen Bedürfnis entsprechend, fast stets die großen Texte der kirchlichen Tradition wie *Te Deum*, *Credo* und *Stabat Mater*, die zur Vertonung reizten. Allein aus Kompositionen des *Requiem* konnte unlängst ein Schallplattenproduzent 16 CDs mit etwa 30 Werken füllen. Da war es wie ein Wunder, als Carl Orff mit seinen mittelalterlichen, dezidiert unreligiösen *Carmina Burana* (zuerst 1937) in der Nach-



Copyright: Wilfried Stroh

kriegszeit einen beispiellosen Welterfolg erzielte. Orff blieb dabei zwar nicht stehen, aber seine ebenfalls recht inspirierten *Catulli Carmina* (1943) konnten schon nicht mehr in gleicher Weise befriedigen: Während nämlich der Bajuware Orff den akzentuierenden Rhythmen etwa eines Archipoeta voll gewachsen war, kam er mit den Metren des großen Römers nicht ebenso gut zurecht, wollte es wohl auch gar nicht, obwohl er sich von einem prominenten Gymnasialdirektor beraten ließ.

So war es ein anderer, der sich den Ruhm des größten Lateinkomponisten, wahrscheinlich aller Zeiten, verschafft hat: der vor hundert Jahren, am 8. April 1921, geborene Tscheche Jan Novák. Er hat die lateinische Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, sozusagen von Romulus bis Valahfridus, gekannt, mit geradezu philologischem Interesse studiert und immer wieder stilgerecht und mitreißend vertont. Den Genius des großen Vorgängers Orff erkannte er neidlos an, aber mit Lächeln bekrittelt er dessen fragwürdige Sprachbehandlung, wie in diesen launigen Senaren:<sup>1</sup>

*Nobis ex Orpheo tantum remansit Orff,  
multos Latinos fecit qui suaves modos.  
In his at unam servat regulam: nihil  
Donati regulam valere in musica.*

Versuchen wir es in deutschen Reimen:

*Uns ist von Orpheus nur der eine Orff geblieben,  
hat süße Melodien oft in Latein geschrieben.  
Dort gilt nur ein Prinzip, dem folgt er  
immerzu:  
Was die Grammatik lehrt, sei der Musik tabu!*

Wie also konnte es solch einen Musiker geben? Musste er nicht ein schon in der Wolle gefärbter Humanist sein, einer, der bereits im Kitaalter das *Gloria in excelsis* nachsang, dann bald den Vergil im Kopf hatte und so weiter? Aber so war es nicht. Die gute Hälfte seines Lebens war Jan Novák an Latein desinteressiert, wollte vielmehr nur Musiker sein.

### Musikerkarriere unter Nazis und Kommunisten

Eine erste Anekdote betrifft den Dreijährigen.<sup>2</sup> Da folgt einem Drehorgelmann, der durch das mährische Städtchen Nová Říše zieht, taktierend und tanzend ein Bübchen. Man lacht: „Der wird bestimmt einmal ein Musiker oder Tänzer.“ In der Tat müssen ihm die Eltern bald ein Klavier anschaffen, auch das Violinspiel wird erlernt. Dann böte das Jesuitengymnasium von Velehrad, wohin ihn der Abt des lokalen Klosters empfiehlt, Gelegenheit zu einem tieferen Lateinstudium. Aber davon ist noch lange nichts zu hören. Jan rebelliert gegen die strenge Disziplin des Internats, die man ihm dort zumutet (5 Uhr Aufstehen, Messe vor dem Frühstück ...): Neben der Musik gilt ja der Freiheit seine zweite Passion. So zieht er eines Tags mit zwei Mädels unter dem Arm durch die Gassen und wird prompt relegiert. Zunächst ohne Unterstützung der verärgerten Eltern macht er, sich mit musikalischen Hilfsdiensten ernährend, in der mährischen Hauptstadt Brünn 1940 das Abitur; dann folgt das Musikstudium am dortigen Konservatorium, wozu neben Klavier, Theorie und Komposition, wie einst gehant, auch der Tanzunterricht gehört. Die zu erwartende rasche musikalische Karriere wird 1942 unterbrochen durch Zwangsarbeit in Deutschland, der sich Novák erst im Februar 1945 durch die Flucht entziehen kann. Überraschenderweise spricht er

aber nie mit Verbitterung von den Deutschen. Er meint, sie hätten von den Gräueln der Nazis nichts gewusst; und was er von der Roten Armee erlebte, löschte bei ihm wie bei vielen Tschechen (und Polen) die Ressentiments gegen Deutschland fast aus.

Nach dem Ende des Kriegs werden Studium und Kompositionstätigkeit wieder aufgenommen. Es entsteht sogar ein einsames Lateinwerk, die *Carmina Sulamitis* (1947)<sup>3</sup> zu Texten des biblischen Hohenlieds, wunderschön, fast romantisch; aber da diese „Carmina“ auf einem (wenn auch „hochpoetischen“) Prosatext beruhen, bleibt er hier in der Sprachbehandlung noch konventionell, ohne die für ihn später typische Beachtung der klassischen Prosodie. (Wenn ich recht sehe, konnten im antiken Rom zwar alle metrischen Texte, aber auch nur diese, vertont werden.) Bezeichnend für Novák ist aber hier schon die Wahl des erotischen Themas, das sein Lebenswerk durchziehen wird.

Eine neue, erfreuliche Zäsur bietet ihm, der mittlerweile an der Prager Akademie der musischen Künste studiert, ein Stipendium für einen neunmonatigen (1947/48) Studienaufenthalt in den USA. Dort begeistert ihn die freiheitliche Atmosphäre, er besucht Kurse bei dem renommierten Aaron Copland und nimmt vor allem Unterricht bei seinem vor den Nazis geflohenen Landsmann Bohuslav Martinů, den er zeitlebens als *divinus* verehrt. Fast im selben Moment, als er in die Tschechoslowakei zurückkehrt, wird diese kommunistisch. Aber Novák bleibt der nun diktatorisch regierten Heimat trotz seiner Freiheitsliebe treu, schon weil sich ihm die Pianistin und wundervolle Partnerin Eliška Hanousková zur Ehe versprochen hatte. Nun beginnt eine Zeit des durchaus einträglichen gemeinsamen Musizierens und besonders auch Komponierens. Vor allem

viele Filmmusiken sorgen für den Lebensunterhalt und ermöglichen sogar den Erwerb einer schönen Villa in Brünn. Aber auch die anspruchsvolleren Werke gewinnen Anerkennung, obschon die linientreue Musikkritik darin „alle Scheußlichkeiten des Westens“ entdeckt. Gemeint waren Jazz und Zwölftonmusik, wobei die Einbeziehung der letzteren allerdings mehr als Zeichen der Verbundenheit mit den westlichen Kollegen gedacht war. Als er sich später fast ganz von dieser Richtung lossagte, begründete er das mit „*Libertatem amo*“. Den kommunistischen Machthabern begegnete er mit so großem Freimut, dass er zeitweilig aus dem Tschechoslowakischen Komponistenverband ausgeschlossen wurde. Als er sich einmal weigerte, zur Wahl zu gehen, trugen ihm Funktionäre die Urne bis in die Wohnung nach; und als er auch da noch standhaft blieb, dröhnte es schaurig durchs Treppenhaus „Das werden Sie noch auslöffeln müssen.“ Aber die Folgen hielten sich vorerst in Grenzen.

### Ein Sonderweg zum verbannten Latein

Und wie kam er nun zum Latein? Also ausgerechnet zur angeblichen Sprache des Klassenfeinds, deren Unterricht in Sowjetrußland seit 1917 in den Schulen verboten, auch in der Tschechoslowakei seit 1948 auf die Universität reduziert war?<sup>4</sup> Es war nicht vor allem Jan Nováks Aufbegehren gegen die staatliche Kulturpolitik, es war eine tiefe Ergriffenheit durch die fremde, antike Sprache, die ihm bisher fast nur durch als das Idiom seiner katholischen Kirche vertraut war. Wie er äußerlich dazu kam, wissen wir nicht genau. Seine Witwe glaubte sich zu erinnern, dass irgendein Freund ihm auf der Straße einen lateinischen Vers oder ein Sprichwort zugerufen habe, dass Novák, als er dies nicht recht verstand, sich in Bibliotheken

begab, dort bald vom einen auf das andere geriet, um schließlich in unvorhergesehener Weise Feuer zu fangen. Das Endergebnis war, dass er, fast ein Autodidakt, lateinische Briefe schrieb, lateinische Konversation trieb, ja schließlich einen lateinischen Sprechzirkel gründete. Mit leichtem Grauen erinnert sich seine Familie, zu der bald auch die Töchter Dora (Klavier) und Clara (Flöte) zählten, wie der Vater auch durch Eis, Schnee und Sturm nicht davon abzubringen war, mit dem Auto zu seinen geliebten Lateingenossen zu fahren.

Nun setzt er auch als Komponist neue, lateinische Akzente. Fast naturgemäß ist es Horaz, der „römische Saitensänger“ (*Romanae fidicen lyrae*), der als erster den Musiker fesselt. Ihm widmet er die für Klavier und Gesang bestimmten *X Horati carmina* (1959, SK 15), Liebeslieder, die den als Erotiker meist missachteten Dichter wieder zur Geltung bringen. Neu ist dabei vor allem auch die Behandlung des Rhythmus. Indem Novák hier, wie einst die Humanisten des 16. Jahrhunderts, lange und kurze Silben meist (aber nicht immer) im Zeitverhältnis von 2:1 vertont, entstehen schräge Tonfolgen, die das traditionelle europäische Taktsystem bereichern, ohne doch (wie bei anderen rhythmischen Neuerern, etwa Strawinsky) gewaltsam oder willkürlich zu wirken. Die frei variierende Klavierbegleitung wirkt dabei jeder Eintönigkeit entgegen.<sup>5</sup> Novák folgt schon hier einem dem Meister Orff entgegengesetzten Prinzip, dem er bis in sein Spätwerk treu bleibt. Er hat es sogar, was Musiker sonst kaum tun, in einer eigenen theoretischen Schrift<sup>6</sup> (erst nach 1972<sup>7</sup>) dargelegt: Wie ein *grammaticus Latinus* führt er hier den Schüler von den Einzellauten und ihrer Aussprache über die Silben zu den Versfüßen, schließlich den Metren und Strophen, wobei er auch Zitate aus alten und neuen Kompo-

nisten, oft lobend, mitunter tadelnd, beigibt. In seiner philologischen Ausrichtung ist dieses bescheidene Werk keiner neueren „Unterweisung im Tonsatz“ (so Paul Hindemith, 1937 ff.) vergleichbar. Novák schätzte sehr den umfangreichen *Gradus ad Parnassum* (1725) des Johann Joseph Fux, aber auch der ist ihm nur hinsichtlich des didaktischen Aufbaus ähnlich.

Schon mit dem nächsten Werk *Dulces Cantilenae* (1961, SK 42), „Süße Gesänge“ für Sopran und Cello, ruft Novák, der das Latein als überzeitliche Größe empfindet, einen Landsmann, den aus Südböhmen stammenden Ianus Campanus Vodnianus (gest. 1622) wieder zum Leben zurück. Wie einst handelt es sich um die (diesmal metrische) Bearbeitung des Hohenlieds, überraschenderweise in zwölf-tö-niger „Süße“. Ebenso dodekaphonisch, aber schalkhafter ist Nováks erste Vertonung des nach Horaz größten römischen Lyriker: *Passer Catulli* (1962, SK 25), „Catulls Spatz“ (für Bass, Streicher und Bläser). Noch weiter geht er in der Angleichung an die Moden des Westens in seinen *Ioci vernaes* (1964, SK 49), „Frühlings-scherze“, wo erstmals auch die von John Cage u. a. entwickelte Aleatorik einbezogen wird und sogar ein Tonband mit Vogelstimmen mitz-wit-schern darf. Der wieder hocherotische, diesmal rhythmische Text stammt aus den *Carmina Burana*, so dass man das Ganze als avantgar-distischen Gegenentwurf zum traditionelleren Erfolgsstück des Carl Orff ansehen kann. Aber Novák kann auch ganz anders. Im selben Jahr schreibt er zu einem Text des gekrönten Schwaben Josef Eberle (*Qui decepti sunt amore*) einen süffigen Rockschlager (SK 51a). Und er bekennt sich nun (in der Vorrede zu den *Ioci vernaes*) zum ersten Mal ausdrücklich zum Latein: *Interrogatus quondam a viro, qui emissionibus in sede radiophonica Brunensi praeest, cur ego in*

*opusculis meis musicis linguam Latinam saepius adhiberem, respondi: ‚nihil est, bone, immortalitatis tantum causa hoc fit.‘* „Als mich einmal der Chef des Brünner Rundfunks fragte, warum ich für meine Sächelchen öfter Latein verwende, antwortete ich: ‚Ach, mein Lieber, das ist nichts Besonderes, das mache ich doch nur wegen der Unsterblichkeit.“

Inzwischen tritt Novák auch mit eigenen Gedichten, *Ludicra* (Brünn 1964) und *Suavi-loquia* (1966) an die Öffentlichkeit. Wenn man sonst den Neulateinern gerne ihr Epigonentum vorhält, so kann das hier gewiss nicht gelten: Keiner der vorbildlichen Klassiker hätte ein solches Stück Nonsense-Poetry riskiert wie Novák in diesen *cantilenae aeaee*, „Liedern aus Aiaia“ (die er den Freunden der mittelalterlichen, d. h. traditionellen Aussprache, also *kantilenä ä-ä-ä*, widmet):

Novák:

*sirenae dulce cantabant  
et sibyllae sibilabant  
ai ai a  
aeaea in insula  
circulos circe ducebat  
ciceronem circinabat  
ai ai a  
aeaea in insula  
ciceronem cincinnatum  
qui ibi ibat piscatum  
ai ai a etc.  
parce bone cicero  
porcum ex te finxero  
ai ai a etc. [...]*

ad uerbum:

*Süß sangen die Sirenen  
und piffen die Sibyllen  
ai ai a  
auf der Insel Aiaia  
Kirke zog ihre Kreise,  
sie kreiste ein den Cicero  
ai ai a  
auf der Insel Aiaia  
Cicero mit seinen Löckchen,*

*der dort zum Fischen ging  
ai ai a usw.  
Lass gut sein, lieber Cicero:  
Ein Schwein mach ich aus dir  
ai ai a usw. [...]*

ad gaudium:  
*süß gar sirren die sirenen  
sib-sib die sibyllen stöhnen  
ai ai a  
auf dem eiland aiaia  
zirze ließ die zirkel kreisen  
zizero sich anzuschmeißen  
ai ai a  
auf dem eiland aiaia  
zizero in zitzerlocken  
ging zum fischen unerschrocken  
ai ai a usw.  
zizero o lass das sein  
komm, ich mache dich zum schwein  
ai ai a usw. [...]*

### Kein Prager Frühling: Flucht nach Italien

Die Werke der Brünner Zeit gipfeln in der großen Vergilkantate *Dido* (1967, SK 10), für Mezzosopran, Sprecher, Männerchor und Orchester, in der Novák, als würde er ein Stück weit eigenes Schicksal vorausahnen, das Leid einer Heimatvertriebenen darstellt. Aber eher noch als eine Dido wurde er nun ein heimatvertriebener Aeneas. Als am 21. August 1968 die Panzer des Warschauer Pakts das zarte Blümchen des „Prager Frühlings“ niederwalzten, war Novák auf Konzertreise in Italien. Diesmal beschloss er, nachdem er sich zuvor politisch weit vorgewagt hatte, auf der Stelle, nicht mehr zurückzukehren, sondern sich mit seiner Familie im Westen eine neue Heimat zu suchen. Recht zurückhaltend waren die Freunde in Deutschland; aber das dänische Aarhus bot erste Verdienstmöglichkeiten, dann bald Rovereto in Norditalien, eine wahre Wahlheimat für Novák, der sich immer als halber Römer bzw. Italiener fühlte und schließlich auch die italienische Staatsbürgerschaft erwarb. Das Ver-

bannungsschicksal schlägt sich sofort auch im Werk nieder, am ergreifendsten in der Kantate *Ignis pro Johanne Palach* (1969, SK 46), der nach Nováks eigenem Text dem jungen „Helden“ (*heros*) gewidmet ist, der sich auf dem Prager Wenzelsplatz zum Protest gegen die Invasion selbst verbrannt hatte. Dazu kommt, als Novum der Musikgeschichte, eine Senecavertonung, *Planctus Troadum* (1969, SK 26), dann die ironische Kantate *Columbae pacis et aliud pecus* (1971, SK 40), „Friedenstauben und anderes Viehzeug“, und später noch, gegen die Berliner Mauer, *Politicon* (1977, SK 27 und 51). Am eindrucksvollsten äußert sich die Empörung in seinem längsten, nicht zur Vertonung bestimmten Gedicht *Furens tympanotriba* (1970). „Rasender Trommelschläger“, wo er selbst als Titelheld in catullischen Phaläceen seine Wut in die Welt trommelt (und damit sogar im *Certamen Hoefftianum*, in dem sonst fast nur die Italiener siegen, einen Preis gewinnt). Es beginnt so:

*Qui loqui nequeunt, licet quibus non  
se defendere torva cum manus iam  
fauces strangulat opprimitque vocem  
qui mansereque sub iugo furoris,  
fratres et socii patres amici,  
vivi pro omnibus hisce mortuisque  
orator sum ego factus et poeta  
et trux tympanotriba [...]*

Welchen Sprache und Wort versagt ist, keine Kraft mehr bleibt sich zu wehren, da Barbaren ihre Kehle ersticken und erwürgen, die nun unter dem Joch des Wahnsinns  
blieben,  
meinen Brüdern und Vätern und Genossen,  
ihnen allen, den Lebenden und Toten,  
steh ich auf als ihr Redner, als ihr Dichter  
und als rasender Trommelschläger [...]

Aber rein künstlerisch am schönsten sind wohl die späteren *Fugae Vergilianae* (1974, SK 13), in denen Novák vier Texte Vergils über „Flucht“ (*fuga*) in der Form je einer Fuge (*fuga*) dahinflüchten lässt.

Im Übrigen setzt das Exil mehr in seinem Leben als in seinem Schaffen eine Zäsur. Manches ganz Neue kommt hinzu. Die Roveretaner *Scuola Musica* motiviert zu Klavier- und Chorstücken für Kinder, darunter die entzückend unsinnigen *Dicteria* (1973, SK 41), „Spottverse“ (auf kleine Mädchen). Für einen neugegründeten jugendlichen Lateinchor *Voces Latinae* gilt es, im flotten Stil der Siebziger Popsongs zu schreiben, woraus *Schola cantans* (1973, SK 29) entsteht; mit diesem Chor reist er auch nach Rom zu Papst Paul VI, der es allerdings nicht so sehr liebt, auf lateinisch angesprochen zu werden. Schließlich gibt ein von Novák konzipiertes und veranstaltetes Musikfestival *Feriae Latinae* 1972 Gelegenheit, Stücke aus einem ebenfalls für Kinder verfassten Drama der Hrosvitha von Gandersheim (10. Jdt.) zu vertonen, woraus später eine förmliche Oper wird: *Dulcitius* (1974, SK 43; erst 1990 in Brunn uraufgeführt). In Kindern findet Novák das für sein lustiges Kindergemüt empfänglichste Publikum. Ebenfalls humoristisch sind seine Prosavertonungen, das Kochbuch des Apicius (1971, SK 4) und die umwerfend komische Marschbearbeitung des *Bellum Gallicum* (in *Schola cantans*, s. oben). Aber darüber vergisst er nicht, weiterhin höchst seriös den Meistern Meisterwerke zu widmen: Horaz und Vergil bleiben die Favoriten. Die Rhythmen des *numerosus Horatius* werden auch, zum ersten Mal in der Musikgeschichte, rein instrumental belebt, für Gitarre oder für Klavier, einmal sogar für Streichorchester (*Odorum concentus*, 1973, SK 23).

### Letzte Jahre in Deutschland: LVDI LATINI

Obwohl sich Novák im sonnigen Italien am wohlsten fühlt, entschließt sich die Familie vor allem aus wirtschaftlichen Gründen, 1977 nach Deutschland, in das Land von „Nebel und Erlkönig“, wie er grimmig sagt, umzuziehen. Hier erwartet er für sich und seine Frau die besseren beruflichen Möglichkeiten, hier bei den deutschen Lateinern erhofft er größeres Verständnis für sein Schaffen. Aber wo man noch *Gaudeamus igitur* singt, ist der Sinn für die neueren Musen nicht überentwickelt. Dennoch, schon bevor im bayerischen Neu-Ulm die dauernde Bleibe gefunden ist, reißen die Kompositionen nicht ab. Einen ersten großen Erfolg haben 1981 die (wiederum sehr kindgemäßen) *Aesopia* für Chor und Orchester, aufgeführt bei einer Trierer Tagung der römischen *Academia Latinitati fovendae*: Hier hat Novák die an sich eher spröden Senare des Phaedrus unter Wahrung des Metrum so gestaltet, dass der Witz dieser Tierfabeln erst so richtig herauskommt. Man war allgemein beeindruckt und amüsiert, mich begeisterte vor allem die metrische Kunst dieses mir vorher völlig unbekanntes Meisters. Von diesem Abend, der, wie sich es in Trier gehört, mit Moselwein zu Ende ging, war ich Jan Novák in einer tiefen, allein durch viele Briefe dokumentierten Freundschaft des Gebens und Nehmens, immer auf Latein, verbunden. Leider durfte sie kaum drei Jahre dauern.

Beschwingt von Trier und der Hoffnung, in mir einen rührigen Compagnon zu finden, begeisterte mich Novák zur bis dahin kecksten Unternehmung meines Lebens: Die einst in Rovereto veranstalteten *Feriae Latinae* sollten im Herbst 1983 in Deutschland so groß wie nur möglich wieder auferstehen: Novák, der dank einer alten Brünner Seilschaft Schloss Ellwangen als Austragungsort erschlossen

hatte, würde zwei Konzertabende organisieren, ich hätte für die Unterkunft der *sodales*, für lateinische Redner, Dozenten und Poeten zu sorgen, natürlich auch den Chorgesang des gemeinen Volks zu organisieren (hier bewährte sich mein trefflicher musischer Assistent Jürgen Leonhardt). Wer würde überhaupt zu so einer Veranstaltung kommen? (Um der größeren Publikumswirksamkeit willen hatte ich die *Feriae Latinae* immerhin schon bald in *LVDI LATINI* umgetauft.) Lehrte denn nicht die herrschende Didaktik, dass das zur Kommunikation längst unbrauchbare Latein nur der Geistesschulung zu dienen habe? Unbeeindruckt von solchen Dogmen hatten sich, an der Grenze unseres Fassungsvermögens, gut 120 ordentliche Teilnehmer eingestellt; und schon beim ersten Novákkonzert, das natürlich von



Copyright: Wilfried Stroh

schwungvollen Reden garniert wurde, herrschte eine Stimmung, als wäre das Latein nach langem Grabesschlummer mit den Pauken und Trompeten eines *Et resurrexit* wieder auferstanden; ja der bislang eher renitente Oberbürgermeister von Ellwangen, der immerhin gekommen war, ließ sich von der allgemeinen Begeisterung so anstecken, dass er sich aus heiterem Himmel zum „Schirmherr der *LVDI LATINI*“ ausrief. Auch das beeindruckte die Journalisten von Presse und Radio. Ich habe Jan Novák fast nie so glücklich gesehen wie nach diesen Konzerten.

Der bleibende Erfolg unseres Unternehmens beruhte dabei aber weniger auf dem Glanz der künstlerischen Leistungen als auf einem unscheinbaren Heftchen, der *Farrago Carminum*: Novák hatte darin zum gemeinsamen Gesang siebzehn Liedtexte aus über zwei Jahrtausenden mit eigenen Melodien zusammengestellt. Das schlug ein, gleich nach dem ersten Frühstück. Als die *LVDI LATINI* vorüber waren, bot ich dem Artemisverlag, der eigentlich anderes von mir erhofft hatte, das Heftchen an; und zum Glück stimmte der den Verlag beratende prominente Latinist Manfred Fuhrmann dem Vorschlag zu (er war zwar nicht gerade ein Fan des lebendigen Lateins, dafür aber hochmusikalisch): Bedingung war, dass die Sammlung auf fünfzig Nummern gestreckt und mit Klavierbegleitung versehen werden sollte. So hatte Novák gleich wieder zu tun. Aber die Mühe lohnte sich. Als diese *Cantica latina*, wie sie nun hießen, erschienen (Anfang 1985) und mit z. T. enthusiastischen Rezensionen begrüßt wurden, konnten wir in einer einzigen Woche volle siebenhundert Stück verkaufen. Wann war ein Buch aus purem Latein so attraktiv gewesen? Freilich, Jan Novák sollte diesen Erfolg nicht mehr erleben.

Er aber wollte zunächst den Erfolg von Ellwangen, größer und internationaler, wiederho-

len. Und wieder dachte er an die alten Freunde in Rovereto, welche Stadt von seiner Erinnerung verklärt wurde; und, als würde er das Ende seines Lebens vorausahnen, drängte er auf die Zeit: Schon 1984 in spätestens einem dreiviertel Jahr sollten die nächsten *LVDI LATINI* über die Bühne gehen. Hier konnte ich, in Gedanken an meine Berufspflichten, nicht mehr mithalten. Und es hätte fast eine Verstimmung gegeben, wäre nicht das Schicksal, in Gestalt eines bösen Tumors, allen unseren Planungen zuvorgekommen. Als ich Jan Novák das letzte Mal im Krankenbett sah, war sein Kopf nach der fälligen Gehirnoperation turbanartig umwickelt, so dass wir beide spontan ausriefen: *Corona spinea*, „Dornenkrone“, nicht nur in Erinnerung an die Passionsgeschichte, sondern auch daran, dass *Corona spinea* der Titel eines seiner letzten, besonders ergreifenden Werke war.<sup>8</sup>

Als dann die Nachricht von seinem Tod am 17. November 1984 nach München kam und ich vom Bayerischen Rundfunk zu einem Nachruf herbeigerufen wurde, begann ich diesen mit einer alcaischen Strophe, die den Schmerz aller Latein- und Musikfreunde zusammenfassen sollte:

*Eheu Latine heu rumpere barbite,  
frusta huc et illuc disice tinnula!  
Ianus iacet: fregisse docta  
plectra fidesque iuuat sonoras.*

*O weh, du Leier, Leier aus Latium,  
zerspring in tausend tönende Stücke nun!  
Da Janus starb, wer wollte da noch  
klingende Saiten und Plektra rühren?*

Das war damals vor siebenunddreißig Jahren. Heute aber, wo wir Jan Nováks hundertsten Geburtstag begehen, sind Klagen weniger angebracht. Stattdessen wollen wir den Genien der *Musica* und der *Latinitas* gemeinsam dafür danken, dass sie ihn und seine Werke der Welt geschenkt haben.

## Literatur

- Aubanel, É. (Hrsg., 1969): 4ème Congrès pour le Latin Vivant du 1er au 3 Avril 1969, Avignon.  
Novák, J. (2001): *Musica poetica Latina – De verbis Latinis modulandis*, edidit, praefatus est, versione Germanica commentarioque instruxit Valahfridus, München.

## Weiterführende Literatur

- Kagerer, K. (2008, aktualisiert 2009): Novák, Jan, in: Bayerisches Musiker-Lexikon Online, <http://www.bml.uni-muenchen.de/n0251/A1>, München [16.02.2021].  
Kysučan, K. (2016): Classical Languages as the Barometer of Political Change in Communist Czechoslovakia, in: D. Movrin / E. Olechowska (Hrsg.), *Classics and Class: Greek and Latin Classics and Communism at School*, Ljubljana, S. 103-112.  
Nachmilnerová, E. (2013): Jan Novák (1921-1984): Kapitoly z Tvurcí biografie/ Jan Novák (1921-1984): Chapters from His Creative Years, Prag.  
Nováková, C.: Jan Novák. <http://www.jannovak.eu/index.php?menu=catalogue&lang=ger> [16.02.2021].  
Schubert, W. (2005): Jan Nováks Vertonungen lateinischer Texte, in: ders., *Die Antike in der neueren Musik: Dialog der Epochen, Künste, Sprachen und Gattungen*, Frankfurt/M. u.a., S. 175-200 (mit Notenbeispielen).  
Stroh, W. (1999/2002): Jan Novák: Moderner Komponist antiker Texte, in: I. Jensen und A. Wiczorek (Hrsg.), *Dino, Zeus und Asterix. Zeitzeuge Archäologie in Werbung, Kunst und Alltag heute*, Mannheim, S. 249-263.  
Stroh, W., und K. Kagerer: Jan Novák (1921-1984), [http://stroh.userweb.mwn.de/novak/jan\\_novak.htm](http://stroh.userweb.mwn.de/novak/jan_novak.htm) [26.01.2021].

## Anmerkungen:

- 1) In: 4ème Congrès pour le Latin Vivant du 1er au 3 Avril 1969, 179.
- 2) Diese Nachricht und viele andere verdanke ich Nováks Witwe, Frau Elissa Novák (Eliška Nováková), mit der ich Anfang 1985 lange Gespräche geführt und aufgezeichnet habe. Ergiebig für Nováks frühe Jahre ist die Dissertation von Eva Nachmilnerová, *Jan Novák (1921-1984): Kapitoly z Tvurcí biografie* (= Chapters from his creative years) (mir zugänglich gemacht durch

- eine Übersetzung von Silke Klein). Für Nováks letzte Jahre (1981-1984) stütze ich mich auf die eigene Erinnerung und meinen Briefwechsel mit ihm (45 Nummern).
- 3) Ein annähernd vollständiges, durchnummeriertes Werkverzeichnis bieten Wilfried Stroh / Katharina Kagerer (SK), Jan Novák 1921-1984 leicht erreichbar über „Wilfried Stroh Homepage“. Danach werden im Folgenden die Werke gezählt: Carmina Sulamitis = SK 7. Das Verzeichnis enthält fast alle lateinischen Texte mit Übersetzung; dazu kommt eine Diskographie und ein Katalog der Schriften über Novák. Ein knapperes Werkverzeichnis, das mehr für Musiker bestimmt ist, gibt die Tochter des Komponisten Clara Nováková, Jan Novák. Ein gehaltvoller Gesamtüberblick über Werk und Leben: Katharina Kagerer, „Novák, Jan“, in: Bayerisches Musiker-Lexikon Online.
  - 4) Sehr informativ ist Kubor Kysučan, „Classical languages as the barometer of political change in communist Czechoslovakia“ (auf S. 111 wird Jan Novák eingeordnet).
  - 5) Eine ausführlichere Interpretation von Nováks Behandlung klassischer Gedichte gab ich in „Jan Novák: Moderner Komponist antiker Texte“. Fünf ausgewählte metrische Kompositionen interpretiert Werner Schubert, „Jan Nováks Vertonungen lateinischer Texte“.
  - 6) Musica poetica Latina – De versibus Latinis modulandis.
  - 7) Seine Selbstzitate gehen nämlich bis zum Jahr 1973.
  - 8) Es handelt sich um den zweiten Satz der Sonata da chiesa II für Flöte und Orgel (1981, SK 107); wie viele der späten Werke ist der Satz reich an schmerzhaften Dissonanzen.

WILFRIED STROH

*Passend zu Wilfried Strohs Beitrag anlässlich des 100. Geburtstages des Komponisten Jan Novák am 8. April 2021 sandte die bekannte Latein-Dichterin Anna Elissa Radke der Redaktion des Forum Classicum ein lateinisches Gedicht zu, das sie in Erinnerung an den Tod Nováks verfasste. Es erschien erstmals 1992 in ihrem Buch Harmonica vitrea (S. 40), dem 65. Band der von Michael von Albrecht herausgegebenen Reihe „Studien zur Klassischen Philologie“, und wird sicherlich auch jetzt erneut beim Lesen erfreuen.*

**In memoriam Jani Novak musici latini  
Ad Valahfridum**

*Cor meum totum tibi condolescit:  
confluunt nostrae lacrimae, genamque  
unguibus nimis laceratam acetum  
mordet amarum.*

*Jane, te una voce vocamus ambo:  
aspice orbatos sine te relictos  
exules nostra in patria, precamur,  
Jane, patrone,*

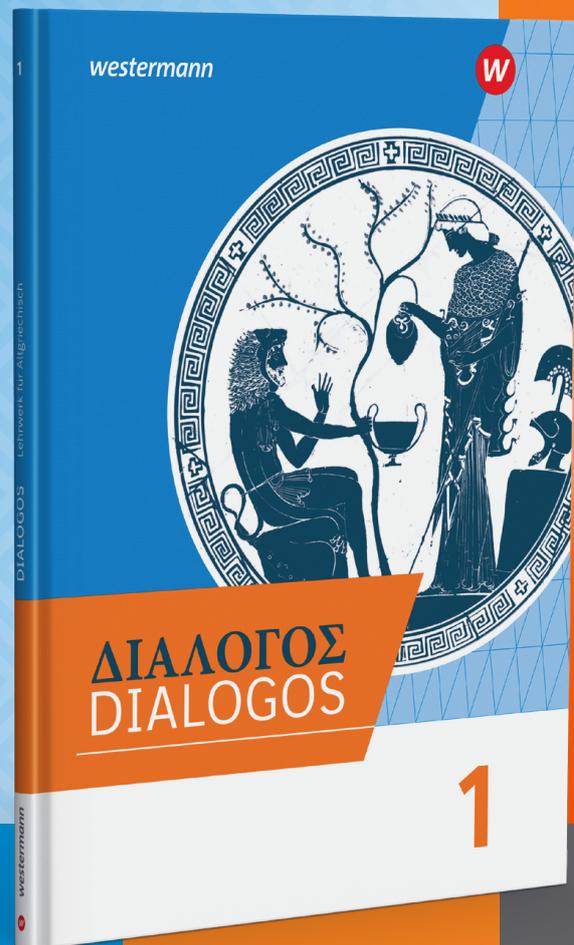
*ut canas nobis nova cantica olim in  
sedibus laetis, ubi tecum, amice,  
Jane, vivemus, patriamque Apollo  
ipse redonat.*

ANNA ELISSA RADKE

# ΔΙΑΛΟΓΟΣ DIALOGOS

## Für Altgriechisch am Gymnasium

- maßgeschneidertes und motivierendes Lernen
- vielseitiges und unkompliziertes Unterrichten
- binnendifferenzierenden Aufgabenreihen
- flexible Unterrichtsplanung



### Mehr Infos

unter 0531 708 86 86 oder  
[service@westermann.de](mailto:service@westermann.de)

**GRIECHISCH**  
GYMNASIUM

NEU

[www.westermann.de](http://www.westermann.de)

**westermann**

Immer auf den Punkt



# Untersuchungen zur Stellung von Musik, den Vokalgattungen und Instrumenten in den Epen Homers

## Vorüberlegungen

In allen Hochkulturen verliert sich die Frühgeschichte in mythischen Berichten. Diese sind Spiegelungen dessen, was die Menschen der verschiedenen Kulturkreise und Zeiten immer wieder bewegt hat. Es gibt so etwas wie einen Katalog gemeinsamer Grundanliegen: Instrumentarium, Handhabung und Wirkung von Musik, Musik als allgemeine Ordnungs- und Bildungsmacht.

Wir benützen heute ganz selbstverständlich zur Bezeichnung musikalischer Phänomene eine beachtliche Reihe aus dem Griechischen übernommene Lehnwörter, wie etwa ‚Musik‘ selbst, dann auch Akustik, Harmonie, Melodie, Metrum, Phonetik, Rhythmus, Chor und Orchester, Symphonie und Rhapsodie, Homophonie und Polyphonie, Heterophonie und Kanon. Auch bestimmte Instrumentennamen fanden (auf Umwegen) Eingang in unsere Sprache, wie Gitarre und Zither (*Kithara*), Leier und Orgel (*Lyra* und *Organon*).

Das allein zeigt schon, dass wir es im antiken Griechenland mit einer sehr prägenden, einflussreichen musikalischen Hochkultur zu tun haben. So wird auch schon in den, vermutlich zwischen 900 und 850 v. Chr. aufgezeichneten, Epen Homers der Musenkunst immer wieder große Beachtung geschenkt, wird ihre enorme Bedeutung für die verschiedensten Lebensbereiche deutlich hervorgehoben. Wie bei anderen alten Kulturen, in China, Indien, Babylon, Ägypten, wird auch bei den Griechen die Musik als Himmelsgabe gesehen, der deshalb gerne die erstaunlichsten therapeutischen Wirkungen zugeschrieben werden. Nicht erst die Pytha-

goreer, bereits die alten Hebräer glaubten an die Wechselwirkung zwischen Musik und Psyche. So sucht z. B. der Dulder Hiob Tröstung in der Musik, und David spielt auf seinem *Kinnor* (einer Jochleier!), um Sauls Melancholie zu vertreiben und seine ‚Raserei‘ zu besänftigen. Die moderne Musiktherapie zeigt, dass solche Heilerfolge nicht unbedingt ins Reich der Fabel zu verweisen sind.

Bis zum 4. Jahrhundert v. Chr. verbanden sich in der griechischen Antike in der Musenkunst, der *Musike*, musikalische Elemente, metrische Dichtung, Gebärde und tänzerische Bewegung zu einer Einheit. Die im Sprechgesang vorgetragene Verse der Epen – vergleichbar mit der Psalmenrezitation – wurden von einem Saiteninstrument, der *Phorminx*, von der später noch die Rede sein wird, gestützt und mit Gebärden oder auch pantomimischen Schreit- und Reigentänzen verdeutlicht.

Zu beachten wäre noch, dass in der Musik der Antike lineare Prinzipien und Strukturen dominierten. Der Zusammenklang, die *Symphonia*, war bekannt, trat aber als Strukturelement zurück. Der Rhapsode begleitete seinen Vortrag nur mit einzelnen Stütztönen oder spielte dazu kurze, wohl auch verzierte, gelegentlich heterophon abschweifende Melodieformeln als eher unbeabsichtigte und keinesfalls kunstvolle *Aberratio*. In früher Zeit, der Zeit Homers, dürfte auch im antiken Griechenland die Pentatonik vorherrschend gewesen sein. Siebenstufige Leitern, sog Oktavgattungen (*harmoniai*), gehören einer späteren Epoche an.

## Hohe Wertschätzung der Musenkunst und ihrer Vermittler

Der gesungene Vortrag von Dichtung bezweckte nicht nur eine größere Tragfähigkeit, ein weiteres Hinschallen der Stimme und damit bessere Verständlichkeit (wie bei der Rufferz), sondern auch erhöhte Feierlichkeit, ein Erheben von der Alltagswelt in eine höhere, wohl auch geheimnisvollere, sakrosankte Sphäre. Bei den gespannt lauschenden Zuhörern herrschte allgemein die Überzeugung, der Interpret leihe sein Organ lediglich einer höheren Macht; ein Gott, eine Göttin, bediene sich seiner, um Botschaften aus dem Jenseits, aus dem herrlichen Reich des Olymp, verlauten zu lassen. So galt der Sänger als der Auserwählte im Dienst eines überirdischen Wesens, eines Gottes, einer Göttin, einer Muse. Daraus resultiert die große Ehrfurcht, Achtung und Wertschätzung, die man dem Sänger entgegenbrachte.

Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist der berühmte Einleitungssatz der Ilias. Der Vortragende, der Rhapsode, wendet sich zuerst nicht an sein Publikum, sondern mit einer feierlichen Bitte und großem Gestus an die im Himmel für Kunst und Kultur zuständige Instanz, die „Urmuse“: Sie möge ihm die Gnade erweisen, ihr Sprachrohr zu sein und aus ihm, durch ihn singen: „Singe, o Göttin, (durch mich) von dem verderblichen Zorn des Peliden Achilleus, der unzähligen Achaïern Leid gebracht hat...“ (Hom. Il. 1,1f.).

Nicht nur die Gabe des Gesangs hat ein Gott, vielleicht sogar Zeus selbst, den Sterblichen verliehen, und begeistert „die Meister der Kunst nach seinem Gefallen“ (Hom. Od.1,349), auch das Begleitinstrument des Sängers, die Phorminx, wird als Gottesgabe dargestellt: „... denn es duftet von Speisen umher, und die Harfe (Fehlübersetzung!) tönnet, welche die Götter dem

Mahle zur Freundin verliehen.“ (Hom. Od. 17,270f.)<sup>1</sup>

Zwei Berufssänger werden in der Odyssee namentlich erwähnt: Phemios, Rhapsode im Königspalast auf Ithaka, und Demodokos, Sänger der Phäaken. Bei diesem edlen, freundlichen Volk war die Welt noch in Ordnung, und sie behandelten ihren würdigen „göttlichen“ Sänger mit jener Ehrerbietung und Achtung, die er erwarten durfte. Beim Festmahl zu Ehren des Neuankömmlings Odysseus wird ihm sofort ein Ehrenplatz angewiesen: „Der Herold kam und führte den lieblichen Sänger, welchen die Völker verehrten, Demodokos, näher und setzte ihn in die Mitte des Saales.“ Dann erhält er „sein großes, ehrendes Anteil vom weißzahnichten Schweine, mit frischem Fette bewachsen [...]“ Und Odysseus fügt hinzu: „Alle sterblichen Menschen nehmen die Sänger billig mit Achtung auf und Ehrfurcht; selber die Muse lehrt sie den hohen Gesang und waltet über die Sänger“ (Hom. Od. 8,471-481). Als nach dem Mahle dann der Sänger die Geschichte von der Eroberung Trojas durch die Achaier mit Hilfe des berühmten Pferdes vorträgt, da ist Odysseus ganz hingerissen und begeistert: „Wahrlich, vor allen Menschen, Demodokos, achtet mein Herz dich! Dich hat die Muse gelehrt, Zeus Tochter, oder Apollon!“ (Hom. Od. 8,487f.). Zusätzlich aber ruft der Gesangsvortrag bei dem „erfindungsreichen“ Helden aus Ithaka schmerzliche Erinnerungen an den Verlust treuer Gefährten wach, sodass er heftig zu weinen beginnt. Die Tränen des Gastes bleiben dem König der Phäaken, Alkinoos, nicht verborgen, und betroffen fragt er den traurigen, geheimnisvollen Fremdling nach dem Grund seines Schmerzes: „Sage mir, was weinst du, und warum trauerst du so herzlich, wenn du von der Achäer und Ilions Schicksalen hörst?“

(Hom. Od. 8,577f.) Ihn beschleicht das Gefühl, sein Gastfreund könnte an der Darbietung des Demodokos etwas auszusetzen haben, doch Odysseus beruhigt ihn: „Weitgepriesener Held, Alkinoos, mächtigster König, wahrlich es füllt mir mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen, wenn ein Sänger wie dieser die Töne der Himmlischen nachahmt [...]“ (Hom. Od. 9,2-4). Das sei jedenfalls nicht der Grund für seine schmerzliche Betroffenheit, und er erzählt nun den gespannt lauschenden Phäaken seine aufregenden Reiseerlebnisse.

Diese Szenen im Palast des Königs Alkinoos verdeutlichen, wie sehr man zu Homers Zeiten (und früher!) musikalische Unterhaltung, Kurzweil beim Mahle, Tafelmusik sozusagen, und deren Interpreten geschätzt hat. Homer, als versierter Autor, ergreift gleich noch die Gelegenheit, gewisse charakterliche Unterschiede seiner Hauptakteure herauszuarbeiten:

Die sympathischen, gebildeten Phäaken behandeln, so wie es Sitte und Anstand erfordern, ihren Sänger Demodokos mit Achtung und Ehrerbietung. Ganz anders die in der Heimstatt des Odysseus auf Ithaka sich eingenisteten, ungehobelten, unersättlich schmarotzenden Freier, die der bedauernswerten Strohwitwe Penelope und ihrem Sohn, dem Juniorchef Telemach, gleichsam „die Haare vom Kopf fressen“. Der Dichter brandmarkt ihre Niedertracht, indem er u. a. zeigt, wie erniedrigend sie den braven Sänger Phemios behandeln. Nachdem sie – wieder einmal – ausgiebig gespeist haben, wollen sie Abwechslung und Spaß, und es „dachten die üppigen Freier auf neue Reize der Seelen, auf Gesang und Tanz, des Mahles liebliche Zierden.“ (Hom. Od. 1,154) Und sie setzen den „göttlichen Sänger“ unter Druck und zwingen ihn, gefügig zu sein. Das war unerhört! Phemios

war schließlich ein bedeutender, bekannter Künstler, für den eine solche Behandlung demütigend sein musste, aber eben typisch für solche unzivilisierten Burschen, wie sie Homer hier schildern wollte.

Bei seiner Wertschätzung genoss der homerische Sänger eine besondere Vertrauensstellung. Er galt als treu und zuverlässig. So vertraute Agamemnon „als er gen Ilion fuhr“ (Hom. Od. 3,267f.) seine Gattin Klyämnestra dem Schutz eines Sängers an, der dann allerdings von ihrem Liebhaber Aigisthos ermordet wurde.

Nicht nur der Berufssänger, der Rhapsode, pflegt den Gesang, auch andere Hauptpersonen der Epen werden als sangesfreudig vorgestellt: „Singend webete Kirke den großen unsterblichen Teppich [...]“ (Hom. Od. 10,222), und der „Völkerführer Polites“, Gefährte des Odysseus, stellt fest: „Freunde, hier wirkt jemand und singt am großen Gewebe reizende Melodien, daß rings das Getäfel ertönet.“ (Hom. Od. 10,226f.)

Auch die Nymphe Kalypso vertreibt sich die Zeit bei ihrer Heimarbeit mit einem Lied (Hom. Od. 5,61f.). Und die Prinzessin Nausikaa erfreut beim Ballspiel sich und ihre Begleiterinnen mit fröhlichem Gesang (Hom. Od. 6,101).

Dass freilich „holder, süßer Gesang“ auch gefährlich, ja todbringend sein kann, erfahren wir aus dem Mund des „herrlichen Dulders Odysseus“, wenn er berichtet, wie es ihm gelang die tückischen, berüchtigten Sirenen zu überlisten (Hom. Od. 12,173-200).

Doch singen bei Homer nicht nur Damen und Rhapsoden, auch der gewaltige Achill lässt seine Stimme erschallen: Auf Geheiß des greisen Nestors treten Agamemnon und Odysseus ihren „Canossagang“ zum beleidigten Peliden an und finden ihn vor seinem Zelt „erfreuend sein Herz mit der klingenden Leier und singend die Siegestaten der Männer.“ (Hom. Il. 9,185ff.).

### Chorgesang, Vokalgattungen und Tanz

Neben den Solodarbietungen werden in Homers Epen auch verschiedene Anlässe erwähnt, bei denen im Verband gesungen wurde, einstimmig versteht sich, zumindest waren die Chorgesänge so gemeint. Erfahrungsgemäß kann es dabei vorkommen, dass die Singenden in einzelnen Tönen oder motivischen Wendungen voneinander abweichen, sodass eine Art defektes Unisono, ‚Heterophonie‘, entsteht. Das ist aber eher eine Sache des Zufalls. Die von Homer aufgeführten chorischen Vokalgattungen darf man sich nicht als schriftlich niedergelegte ‚Kompositionen‘ denken. Die Weisen beruhten auf mündlicher Überlieferung, spontane Erfindung, einer momentanen Eingebung folgend, ist dabei nicht auszuschließen.

Vier Vokalgattungen werden in Homers Dichtungen ausdrücklich genannt:

#### 1. *Päan* (*Paian*)

Der *Päan* war wohl ursprünglich ein chorischer Kultgesang für Apoll, eine Art Hymnus. In der *Ilias* ist er bezeugt als Dankgesang nach überstandener Seuche (Hom. Il. 1,473) und als Siegeslied nach erfolgreichem Kampf (Hom. Il. 22,391).

#### 2. *Linos*

Dieser war möglicherweise ehemals ein Trauergesang für einen mythischen Sänger. In der *Ilias* wird er bezeugt als Tanzlied bei der Weinlese. Ein Jüngling stimmt den *Linos* an, „und ringsum tanzten die anderen, froh mit Gesang und Jauchzen und hüpfendem Sprung ihn begleitend.“ (Hom. Il. 18,570-572)

#### 3. *Hymenaios*

Der *Hymenaios* ist ein Hochzeitsgesang. Er wird angestimmt zur Begleitung der Braut zum Hause des Bräutigams (Hom. Il. 18,493).

#### 4. *Threnos*

Der *Threnos* ist ein Klagelied, ein Trauergesang. In der *Ilias* erklingt er an der Bahre des gefallenen Hektors (Hom. Il. 24,723), und beim Tod Achills singen ihn sogar die Musen: „Gegeneinander sangen mit schöner Stimme die Musen, alle neun und weinten.“ (Hom. Od. 24,60f.)

Wie vielfach üblich, wird auch in der *Ilias* und der *Odyssee* zu allen möglichen alltäglichen Anlässen getanzt und gesungen: bei Hochzeitsfeiern, bei der Arbeit, beim geselligen Beisammensein. Keine Siegesfeier, keine Bestattung kommt ohne Musik aus. Menelaos z. B. feiert in seiner Burg die Hochzeit seines Sohnes Megapenthes mit der „Tochter Alektors“ fröhlich mit Tanz und Gesang (Hom. Od. 4,10ff.).

Auf Bitten von Thetis, Achills Mutter, fertigt der „hinkende Feuerbeherrscher Hephaios“ Waffen und Rüstung des Myrmidonen für seinen Kampf gegen Hektor. Den mächtigen Schild verziert er mit Darstellungen der Gestirne und zweier Städte. In einer sieht man, wie gerade eine Hochzeitsfeier stattfindet: „[...] und hell erhob sich das Brautlied; tanzende Jünglinge drehten behende sich unter dem Klange.“ (Hom. Il. 18,493f.)

### Musikinstrumente

#### A) *Chordophone*

##### 1. *Leiertyp*

Das wichtigste und am häufigsten genannte Instrument ist das für die Gesangsbegleitung unentbehrliche Chordophon, die *Phorminx*. Sie wird schon im ersten Gesang der *Ilias* erwähnt (Hom. Il. 1,603), und zwar als Instrument Apollons, der also von Anfang an als Instrumentalist gekennzeichnet wird. Seine zweite Funktion ist die eines Chorleiters. Er ist der Anführer der neun Musen,

die ihrerseits als Sängerinnen zu verstehen sind. Den ganzen Tag „schmausten sie [die Götter] und nicht mangelt ihr Herz des [...] Saitengetöns von der lieblichen Leier Apollons, noch des Gesangs der Musen mit hold antwortender Stimme.“ (Hom. Il. 1,602ff.) Die Musen sind überhaupt Göttinnen der gehörten Künste, nicht der gesehenen.

Die immer wieder genannte *Phorminx* ist dem Bau nach eine Leier mit einem Corpus, das wie ein Kreisausschnitt aussieht, mit zwei Armen, die durch ein Querjoch miteinander verbunden sind und vier Saiten. Wie diese Saiten gestimmt waren, wissen wir nicht. Wenn J. H. Voss in seiner Übersetzung das von Homer genannte Chordophon als Harfe interpretiert, so ist das irreführend.

## 2. Harfe

Die Harfe (*magadis*) gibt es im antiken Hellas erst in späterer Zeit, und da auch nur sporadisch. Der Hauptunterschied zwischen dem Harfen- und dem Leiertyp besteht darin, dass bei einer Harfe die Ebene der Saiten **s e n k r e c h t** auf der Schalldecke steht. Beim Leiertyp dagegen verlaufen die Saiten **p a r a l l e l** zur Ebene der Decke des Corpus. Aus dem Corpus wachsen zwei Arme, die mit einer Querstange, dem Joch, verbunden sind.

Außer diesen beiden Arten von Chordophonen gilt es noch zwei weitere zu berücksichtigen:

## 3. Lautentyp

Zum einen wäre da der *Lautentyp*, dessen wesentliche Merkmale Hals und Corpus sind. Die Saiten werden einerseits am oberen Ende des Halses, andererseits am unteren des Schallkörpers befestigt. Die Saitenebene verläuft parallel zur Decke des Corpus. Zu dieser Gattung gehören beispielsweise auch unsere modernen Streichinstrumente.

## 4. Zithertyp

Der *Zithertyp* schließlich besitzt keinen Hals. Hier sind die Saiten an den beiden Enden eines Resonanzkastens befestigt. Auch unser moderner Konzertflügel gehört diesem Typ an.

In der Musikübung der klassischen Antike spielen die beiden letztgenannten Gruppen von Chordophonen keine Rolle. Pythagoras benützt zwar das dem Zithertyp zuzurechnende Monochord, aber nicht, um damit zu musizieren, sondern nur, um die Zahlenverhältnisse der Tonabstände, der Intervalle, zu berechnen. Der in der Odyssee auftauchende Name *kitharis* (Hom. Od. 8,248) dürfte vermutlich nur eine andere Bezeichnung für die *Phorminx* sein. Die spätere *kithara* kann damit nicht gemeint sein, da diese erst für das 7.Jh. v. Chr. belegt ist.

## B) Aerophone

Drei Vertreter dieser Instrumentenfamilie nennt Homer in der Ilias: *aulos*, *syrinx* und *salpinx*.

### 1. Aulos

Am wichtigsten davon ist der Aulos, ein Doppelrohrblattinstrument, eine Art Schalmel, meist paarweise gespielt (daher *auloi*). Sein durchdringend scharfer Klang hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Getön eines Dudelsacks oder den Tönen der in der Türkei und den angrenzenden Ländern gebräuchlichen *Surna*. Mit einer Flöte hat das überhaupt nichts zu tun!

Wie die *Surna* war auch der *Aulos* an bestimmte Brauchtümliche Funktionen gebunden, wie z. B. ritueller Umzug, sportlicher Wettkampf, Hochzeit, Marsch, Krieg. (Sachs 1913, S. 23).

Auch die römische *tibia* ist keine Flöte! Sie entspricht einfach dem *aulos*. (Sachs 1913, S. 386) Es wäre immer besser, musikalische Fachbe-

griffe und Instrumentennamen im Original stehen zu lassen, nur nach Bedarf zu erklären und den Versuch einer Übersetzung zu unterlassen!

Aulos und Leiern standen von Anfang an in krassem Gegensatz. Noch Platon und Aristoteles waren Gegner des Aulosspiels. Wahrscheinlich war das Instrument in Kleinasien beheimatet. Dafür spricht, dass in der Ilias nur die Asiaten, die feindlichen Troer, die *auloi* spielen (Hom. Il. 10,13 und 18,495).

### 2. *Syrinx*

Die *syrinx*, die Panflöte, war das Instrument des einfachen Volkes, insbesondere der Hirten. Sie besteht meist aus sieben, floßartig nebeneinandergebundenen, grifflochlosen Pfeifen verschiedener Länge und damit verschiedener Tonhöhe. Es gibt auch Syringen mit gleich langen Röhren, die mit Wachs unterschiedlich hoch gefüllt wurden. In der Ilias wird die Panflöte zweimal erwähnt. Einmal im 10. Gesang (v. 13): Agamemnon staunt über die große Anzahl der feindlichen Krieger, der Wachfeuer, die sie entzündet haben und das „Getön“ der *auloi* und *syringen*. Im 18. Gesang (v. 526) schildert der Dichter zwei Hirten, dargestellt als Schmuckelement auf Achills Schild, die gerade ihr ureigenstes Instrument, die Panflöte, spielen.

### 3. *Salpinx*

Im 18. Gesang der Ilias (v. 218) vergleicht Homer den lauten Kriegsruf Achills mit dem

durchdringenden Schall der *salpinx*, einem trompetenähnlichen Aerophon mit langem konisch verlaufendem Metallrohr und einem Mundstück aus Bein. Hauptfunktion dieses Blasinstruments war es, Schlachtsignale zu geben, zum Angriff oder Rückzug aufzufordern. Auch der lautstark ausgetragene Streit zwischen den Göttern erinnert den Dichter an den Schall der Salpinx: „Laut nun erscholl der Begegnenden Sturm, weit krachte der Erdkreis, und hochrollende Donner drommeteten.“ (Hom. Il. 21,387f.)

Schlaginstrumente werden in Homers Epen nicht erwähnt. Das heißt jedoch nicht, dass es damals keine gegeben hätte. Vieles von dem, was wirklich existiert hat, bleibt unerwähnt, vielleicht gerade deshalb, weil es so selbstverständlich war.

#### **Literatur:**

- Sachs, C. (1913): Real-Lexikon der Musikinstrumente, Berlin.  
Von der Mühl, P. (o.J.): Homer, Ilias und Odyssee in der Übertragung von Johann Heinrich Voss, Wiesbaden.

#### **Anmerkung:**

- 1) Diese und alle weiteren deutschen Übersetzungen stammen aus: Von der Mühl, P. (o.J.): Homer, Ilias und Odyssee in der Übertragung von Johann Heinrich Voss, Wiesbaden.

FRANZ LEDERER

## Maschinelle Sprachverarbeitung für die Klassische Philologie

Sprachverarbeitung ist die wohl wichtigste Grundlage der Philologie. Wir versuchen, Inschriften und mittelalterliche Handschriften zu entziffern, um antike Texte zu rezipieren. Ist uns die Entzifferung einmal gelungen, dann beschäftigen wir uns intensiv mit dem Sprachgebrauch bei bestimmten Gattungen (Cordes 2020, S. 33-43), Personen (Devine & Stephens 2006, S. 452) oder sogar nur einzelnen Werken. Diese starke Ausrichtung auf das Verständnis antiker Sprachen schlägt sich auch in den Lehrplänen nieder (Ministerium für Schule und Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen 2019, S. 13). All diese Schritte können maschinell unterstützt werden: Texterkennung, Textstrukturierung, grammatische Analyse und Suche gehören mittlerweile zum Standardrepertoire der einsetzbaren technischen Hilfsmittel für die Lektüre antiker Texte. Die ursprüngliche Motivation zu deren Nutzung ist klar: Je schneller wir auf Texte zugreifen und bestimmte Passagen darin finden können, umso mehr Zeit bleibt uns für die Interpretation, also den Teil, der maschinell bisher kaum unterstützt wird. Aber wie genau kann diese Arbeitsteilung zwischen Mensch und Computer aussehen?

### Textgrundlage

Frühneuzeitliche Drucke lateinischer Texte erfordern großen Aufwand, um als digitale Texteditionen einem größeren Publikum zugänglich gemacht zu werden: Sie besitzen oft eine weniger standardisierte Typografie sowie Orthografie und sind mitunter von erheblichem materiellen Verfall gekennzeichnet, der auf den jahrhundertlangen Prozess der Nutzung, Lagerung und Alterung zurückzuführen

ist (Springmann & Lüdeling 2017, S. 2). Umso schwieriger wird es bei Handschriften, die in der Regel noch variabler gestaltet und noch älter sind als Drucke (Diem 2010, S. 9). Dennoch gibt es hier erstaunliche Fortschritte, was die automatisierte Erkennung von Schriftzeichen – Optical Character Recognition (OCR) – und deren Übertragung in digitale Formate angeht: Für eine altgriechische Handschrift des Aëtius von Amida wurden mit Hilfe von OCR4all,<sup>1</sup> nach minimaler Vorbereitung, Erkennungsraten von über 95% für die Buchstaben erreicht (Reul et al. 2019, S. 28). Die manuelle Korrektur dieser Vorarbeit nimmt dann noch Einiges an Zeit in Anspruch, allerdings lohnt sich der Einsatz solcher Technologien mitunter schon bei Textpassagen mit nur wenigen Sätzen. Da im Idealfall nicht einmal jeder 20. Buchstabe falsch erkannt wird, beschränkt sich die Korrekturarbeit auf wenige Sekunden pro Satz. Bei monumentalen Editionen wie dem *Corpus Inscriptionum Latinarum*<sup>2</sup> mit über 200.000 Inschriften ist eine solche maschinelle Vorarbeit von unschätzbarem Wert. Sie ermöglicht eine schnellere Erweiterung der existierenden und den Aufbau vieler neuer digitaler Editionen, was angesichts der Millionen von Werken der neulateinischen Literatur (Korenjak 2016, S. 22) ein zentrales Anliegen sein muss, unter anderem zur Erforschung der Rezeptionsgeschichte lateinischer Klassiker. Ein Großteil dieser riesigen Textmenge ist immer noch unerschlossen, obgleich Initiativen wie das *Corpus Corporum*<sup>3</sup> (Roelli 2014) mit seinen über 160 Millionen Wörtern hier Abhilfe zu schaffen versuchen.



Creativ Collection Verlag GmbH

# AD ASTRA – Innovationen für den Unterricht

## Nachwuchswettbewerb für Latein und Griechisch

Der Deutsche Altphilologenverband (DAV) und der Ernst Klett Verlag schreiben für das Jahr 2021/22 zum zweiten Mal den Nachwuchswettbewerb für Latein und Griechisch aus. Dieser Wettbewerb AD ASTRA richtet sich an junge Lehrkräfte im Referendariat sowie in den ersten fünf Berufsjahren. Eingereicht werden kann eine eigene und in der Praxis selbst erprobte Idee, die ein innovatives Element enthält: eine kluge, clevere und vielleicht

auch mutige methodische oder didaktische Neuerung. Diese Idee sollte das Lernen der Schülerinnen und Schüler in den Mittelpunkt stellen, die Freude am Fach wecken und auf andere Lerngruppen übertragbar sein. Die Idee muss schlüssig, überzeugend und nachvollziehbar dargestellt werden.

Bitte reichen Sie zur Teilnahme am Wettbewerb folgende Unterlagen ein:

- Deckblatt (Name und Anschrift der Schule / Thema / Jahrgangsstufe(n) / Postanschrift, Telefonnummer und E-Mail-Adresse der Bewerberin/des Bewerbers),
- Darstellung der Idee und ihrer Umsetzung unter Benennung des innovativen Elements, max. 3 Seiten DIN A4 (PDF),
- Unterrichtsmaterialien (PDF, PPT, MPEG, MP3, MP4 etc.) als Anhang unter Angabe der verwendeten Quellen und Literatur, insgesamt max. 15 MB,
- Bestätigung des Bewerbers/der Bewerberin, dass es sich um eine eigene und selbst erprobte Idee handelt,
- Kurzvita (im Schuldienst seit ...).

### Teilnahmebedingungen:

Referendarinnen und Referendare können prüfungsrelevante Lerneinheiten aus ihren schriftlichen Arbeiten und Lehrproben vor dem Abschluss der Ausbildung weder in Teilen noch als Ganzes einreichen. Eine Jury aus Fachleuten des DAV und des Ernst Klett Verlages trifft eine Auswahl aus den Einsendungen und befindet über die Zuerkennung der Preise. Das Preisgeld wird vom Ernst Klett Verlag gestiftet. Für Platz eins werden 750 €, für Platz zwei 500 € und für Platz drei 250 € ausgelobt. Die Verleihung der Preise findet im Rahmen des DAV-Kongresses in Würzburg im April 2022 statt. Im Falle der Platzierung werden die Teilnehmer zum Kongress eingeladen, um ihre Idee vorzustellen. Ferner wird die Veröffentlichung der prämierten Ideen angestrebt.

Der Beitrag ist einzureichen per E-Mail an: [adastra@altphilologenverband.de](mailto:adastra@altphilologenverband.de). **Einsendeschluss ist der 31.10.2021**

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

### Vernetzte Sprachdaten

Doch selbst wenn uns alle erhaltenen altsprachlichen Texte digital zur Verfügung stünden, könnten wir noch nicht ohne Weiteres damit arbeiten. Um unsere Beobachtungen und Forschungen, unsere Interpretationen und Hypothesen mit anderen zu teilen, müssen wir klar und eindeutig kommunizieren, auf welchen Text wir uns beziehen. Informationen wie Autor, Werk, Textpassage und Textausgabe unterliegen dabei einem Standardisierungsprozess, wie er sich in der Abkürzungsliste des Neuen Pauly für antike Textreferenzen niederschlägt. Eine ähnliche, kostenlos zugängliche Form der Kanonisierung ging aus der Textsammlung *PHI Latin Texts* hervor und mündete in der Zuweisung von einzigartigen Identifikatoren für jede beliebige altsprachliche Textstelle in den *Canonical Text Services* (Tiepmar et al. 2014). Über eine entsprechende Schnittstelle kann dann also nicht nur auf die Texte verwiesen, sondern auch ihr Wortlaut direkt abgerufen und durch etwaige Zusatzmaterialien (Übersetzungen, Kommentare etc.) ergänzt werden, wie es in *Alpheios*<sup>4</sup>, in der *Perseus Digital Library*<sup>5</sup> und im *Scaife Viewer*<sup>6</sup> umgesetzt wurde.

Dieser Gedanke der expliziten Vernetzung vorhandener digitaler Ressourcen ist das Kernstück des Prinzips von *Linked Open Data* (Cayless 2019). Dabei geht es darum, der zunehmenden Fragmentierung von Forschung entgegenzuwirken, die aus der Nutzung unterschiedlicher Datenmodelle und -formate hervorgeht. Beispiele dafür sind die Verwendung unterschiedlicher grammatischer Begriffe zur Erklärung von antiker Syntax oder die Speicherung von Texteditionen als Word-, XML- sowie PDF-Dokumente. Ein gängiger Ansatz zur Vernetzung, der sich von der lokalen bis auf die globale Ebene erstreckt, ist anschaulich zu beo-

bachten in der Infrastruktur des LiLa-Projekts: Dort werden wissenschaftlich aufbereitete Textsammlungen wie PROIEL<sup>7</sup> mit kontrollierten Vokabularen wie *Ontolex*<sup>8</sup> verknüpft (Mambrini et al. 2020). Als Vokabular ist in solchen Fällen nicht der Wortschatz eines antiken Werks zu verstehen, sondern – etwas abstrakter – eine einheitliche sprachliche Form zur Beschreibung von Wissen. In diesem Fall sind damit oft Identifikatoren in Form von URLs gemeint (z. B. <http://www.w3.org/ns/lemon/ontolex#MultiwordExpression>), die als zentrale Anlaufstelle für alle Forschenden dienen, die in ihren Texten eine Information hinzufügen möchten. So dient beispielsweise das Vokabular *Ontolex* dazu, die konkrete sprachliche Umsetzung von kommunikativen Inhalten zu markieren. Die gegebene Beispiel-URL repräsentiert die Information „Hierbei handelt es sich um einen Mehrwortausdruck“. Wenn nun also Forschende in einem antiken Text auf eine Phrase wie *cursus honorum* stoßen, können sie die URL zu der Textstelle hinzufügen und beziehen sich dabei nicht auf ihre eigene, subjektive Definition von Mehrwortausdruck, sondern auf eine zentrale, mit anderen Gleichgesinnten ausgehandelte Definition von Mehrwortausdruck. Gegenüber einem analogen oder intuitiven Zugang ergeben sich hier Vorteile wie eine explizite Definition der gesuchten sprachlichen Information (Mehrwortausdruck) sowie die Nachnutzbarkeit der Forschungsdaten durch andere Forschende. Letzteres ist angesichts der oben beschriebenen überwältigenden Menge unerforschter Literatur von besonderer Bedeutung.

### Fortgeschrittene sprachliche Analysen durch Künstliche Intelligenz

Wo solche hilfreichen Informationen noch nicht professionell erarbeitet wurden, können

sie durch Verfahren der Künstlichen Intelligenz ergänzt werden. So liefern verschiedene Werkzeuge zunehmend verlässlichere sprachliche Analysen für antike Texte: Die Morphologie und Grundform von Wörtern kann mithilfe von *LemLat*<sup>9</sup> oder *LatMor*<sup>10</sup> bestimmt werden. Häufige Kombinationen mehrerer Wörter, auch im direkten Vergleich mehrerer Textstellen, lassen sich in *Tesserae*<sup>11</sup> ausfindig machen. Kompliziertere syntaktische Analysen, z. B. verschiedene Formen der Reflexivität in der *oratio obliqua*, werden zumindest ansatzweise durch *UDPipe*<sup>12</sup> geliefert und lassen sich dann übersichtlich in *Arethusa*<sup>13</sup> darstellen. Allerdings bezieht sich die automatische Verarbeitung antiker Texte bisher überwiegend auf die sprachwissenschaftlichen Grundlagen. Für die eigentliche literaturwissenschaftliche Interpretation liegen bisher kaum überzeugende Hilfsmittel vor.

Erste vielversprechende Ansätze in die Richtung der Semantik und Hermeneutik sind jedoch in den letzten Jahren zunehmend auf dem Vormarsch. Hierzu zählt insbesondere die Anwendung von fortgeschrittenen Methoden des Maschinellen Lernens auf antike Texte. Sprugnoli et al. 2020 und Bamman & Burns 2020 zeigen überzeugend, wie mit neueren Technologien der Künstlichen Intelligenz antike Texte inhaltlich analysiert werden können. Sei es nun die Abgrenzung des Gebrauchs eines speziellen Worts zwischen zwei Textsammlungen (z. B. *sacer* in paganer und in christlicher Literatur), die nuancierte Unterscheidung verschiedener Bedeutungen desselben Worts innerhalb eines Textes (z. B. *in* als Präposition bei Teilungsprozessen) oder die Bestimmung von Paralleltexten für eine bestimmte Zielpassage (z. B. die Proömien von Vergils *Aeneis* und Ovids *Amores*): Die genannten Forschenden haben zweifelsfrei demonstriert, dass moderne

Sprachtechnologie auch für die Bearbeitung komplexer philologischer Fragestellungen eingesetzt werden kann (vgl. auch Pöckelmann et al. 2019, S. 60, zur automatischen Erkennung von Paraphrasen).

Zu schön um wahr zu sein? Es gibt einen Haken: Die beschriebenen Innovationen wurden bisher hauptsächlich von technisch versierten Angehörigen der *Digital Humanities* vorangetrieben. Für solche Methoden gibt es in der Klassischen Philologie noch keine *Community of Practice*, also keine Gruppe von Forschenden, die regelmäßig entsprechende Werkzeuge nachnutzt, ohne sie selbst entwickelt zu haben. Darum sind viele Probleme und Unwägbarkeiten dieser Sprachmodelle noch nicht so weit erforscht und beseitigt, dass von einem hohen Reifegrad und reibungsloser Einsatzfähigkeit gesprochen werden könnte. Was hier fehlt, ist einerseits eine Verbreitung des notwendigen Wissens in den existierenden Gemeinschaften, um solche Technologien anwenden zu können. Damit einher ginge dann andererseits eine umfangreiche Erhebung der konkreten Anforderungen und eine fachlich begleitete Pilotierung der jeweiligen Werkzeuge. Die transparente, offene Zugänglichkeit des entsprechenden Quellcodes und der zugehörigen wissenschaftlichen Publikation sind der erste essentielle Schritt in eine Richtung, die es uns zukünftig ermöglichen wird, methodische Innovationen schneller und nachhaltiger in der Forschungslandschaft zu verankern.

### Schlussfolgerungen

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass elementare sprachliche Analysen mittlerweile hervorragend maschinell unterstützt werden können. Dazu gehören optische Zeichenerkennung, die Erstellung von Texteditionen sowie die

musterbasierte Suche und Referenzierung von Textpassagen. Etwas kompliziertere Techniken wie *Linked Open Data* oder die Bestimmung von Wortarten und syntaktischen Funktionen genießen momentan großes Interesse, sind aber bisweilen fehlerbehaftet und benötigen darum etwas mehr Aufwand zur Korrektur der Ergebnisse. Sie verzeichnen allerdings auch große Fortschritte in der Weiterentwicklung, weshalb hier von einer zunehmenden Einsatzreife in den nächsten Jahren ausgegangen werden muss. Als vielversprechendster Neuankömmling im Bereich der maschinellen Sprachverarbeitung gilt momentan das *Natural Language Understanding* (Beyer et al. 2021), also die Erschließung von Textinhalten durch Künstliche Intelligenz. Mit seinen ungleich komplexeren Sprachmodellen zeigt es hervorragende Ansätze zur Aufarbeitung komplizierter philologischer Fragen, die bisher als technisch unlösbar galten. Dazu zählt etwa die detaillierte Untersuchung von Wortbedeutungen bis hinunter auf die Ebene einzelner Sätze und unter Berücksichtigung des jeweiligen Kontextes. Je nach Bedarf können dann auch relevante Parallelstellen identifiziert und für die weitere Interpretation hinzugezogen werden, wobei die Parallele nicht, wie früher oft üblich, nur in zitierten Wortgruppen, sondern auch in vagen Anspielungen gefunden werden kann. Dadurch werden z. B. wichtige Forschungsfragen zur Intertextualität in der altsprachlichen Literatur unterstützt.

#### Links:

- 1) <http://www.ocr4all.org/de/home.php>
- 2) <https://cil.bbaw.de/hauptnavigation/das-cil/geschichte-des-cil>
- 3) <http://www.mlat.uzh.ch/MLS/>
- 4) <https://alpheios.net/>
- 5) <http://www.perseus.tufts.edu/hopper/collection?collection=Perseus:collection:Greco-Roman>
- 6) <https://scaife.perseus.org/>

- 7) <https://proiel.github.io/>
- 8) <https://www.w3.org/2016/05/ontolex/>
- 9) <http://www.lemlat3.eu/>
- 10) <https://www.cis.uni-muenchen.de/~schmid/tools/LatMor/>
- 11) <https://tesseract.caset.buffalo.edu/>
- 12) <https://lindat.mff.cuni.cz/services/udpipe/>
- 13) <https://www.perseids.org/tools/arethusa/app/#/>

#### Literatur:

- Bamman, D., & Burns, P. J. (2020): Latin BERT: A Contextual Language Model for Classical Philology. ArXiv Preprint ArXiv:2009.10053, S. 1-14.
- Beyer, A., Schulz, K., & Cordes, L. (2021): BridgeClassics. Künstliche Intelligenz für die Klassische Philologie. <https://doi.org/10.5281/zenodo.4745781>.
- Cayless, H.A. (2019): Sustaining Linked Ancient World Data, in: M. Berti (Hrsg.), Digital classical philology: Ancient Greek and Latin in the digital revolution (Vol. 10, S. 35-50), Berlin/Boston.
- Cordes, L. (2020): Wenn Fiktionen Fakten schaffen. Faktuales und fiktionales Erzählen in den spätantiken Panegyrici Latini, in: D. Breitenwischer, H.-M. Häger, & J. Menninger (Hrsg.), Faktuales und fiktionales Erzählen II. Geschichte – Medien – Praktiken (S. 31–56), Baden-Baden. <https://doi.org/10.5771/9783956505126-31>.
- Devine, A. M., & Stephens, L. D. (2006): Latin Word Order: Structured Meaning and Information, Oxford.
- Diem, M., & Sablatnig, R. (2010): Recognizing Characters of Ancient Manuscripts. Proc. SPIE 7531, Computer Vision and Image Analysis of Art, 7531, S. 1-12. <https://doi.org/10.1117/12.843532>.
- Korenjak, M. (2016): Geschichte der neulateinischen Literatur: Vom Humanismus bis zur Gegenwart, München.
- Mambrini, F., Cecchini, F. M., Franzini, G., Litta, E., Passarotti, M. C., & Ruffolo, P. (2020): LiLa: Linking Latin. Risorse linguistiche per il latino nel Semantic Web. *Umanistica Digitale*, 4.8, S. 63-78.
- Ministerium für Schule und Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.) (2019): Kernlehrplan für die Sekundarstufe I Gymnasium in Nordrhein-Westfalen. Latein. <https://www>

schulentwicklung.nrw.de/lehrplaene/lehrplan/206/g9\_1\_klp\_3402\_2019\_06\_23.pdf

Pöckelmann, M., Ritter, J., & Molitor, P. (2019): Word Mover's Distance angewendet auf die Paraphrasenextraktion im Altgriechischen, in C. Schubert, P. Molitor, J. Ritter, K. Sier, & J. Scharloth (Hrsg.), *Platon Digital. Tradition und Rezeption* (S. 45-60). Propylaeum Heidelberg. <https://books.ub.uni-heidelberg.de/propylaeum/reader/download/451/451-30-84795-1-10-20190507.pdf>.

Reul, C., Christ, D., Hartelt, A., Balbach, N., Wehner, M., Springmann, U., Wick, C., Grundig, C., Büttner, A., & Puppe, F. (2019): OCR4all – An open-source tool providing a (semi-) automatic OCR workflow for historical printings. *Applied Sciences*, 9.22, S. 1-30. <https://doi.org/10.3390/app9224853>.

Roelli, P. (2014): The Corpus Corporum, a new open Latin text repository and tool. *Archivum Lati-*

*nitatis Medii Aevi-Bulletin Du Cange* (ALMA). Springmann, U., & Lüdeling, A. (2017). OCR of historical printings with an application to building diachronic corpora: A case study using the RIDGES herbal corpus. *Digital Humanities Quarterly*, 11.2, Article 2.

Sprugnoli, R., Moretti, G., & Passarotti, M. (2020): Building and Comparing Lemma Embeddings for Latin. *Classical Latin versus Thomas Aquinas. IJCoL. Italian Journal of Computational Linguistics*, 6 (6-1), S. 29-45. <https://doi.org/10.4000/ijcol.624>.

Tiepmar, J., Teichmann, C., Heyer, G., Berti, M., & Crane, G. (2014): A new implementation for canonical text services. *Proceedings of the 8th Workshop on Language Technology for Cultural Heritage, Social Sciences, and Humanities (LaTeCH)*, S. 1-8. <https://www.aclweb.org/anthology/W14-0601>.

KONSTANTIN SCHULZ

## Ovid, Vater Rumäniens

Der Titel dieses Aufsatzes – Theodor Haeckers „Vergil, Vater des Abendlandes“ nachempfunden – ist gewiss eine plakative Kurzformel, aber er soll die besondere Beziehung der Rumänen zu Ovid auf den Punkt bringen.

### Ovidiu

Wer ‚Ovidiu‘ in eine Internet-Suchmaschine eingibt, wird feststellen, dass sich die große Masse der Fundstellen nicht auf den Schöpfer der *Metamorphosen*, sondern auf unzählige rumänische ‚Namensvettern‘ bezieht, so beliebt ist Ovidiu als männlicher Vorname. Nicht nur das. Man wird bei dieser Recherche auf Stadt und Insel bei Constanța stoßen, die – eine nicht nur in Europa unübliche Form der Ehrung – beide den Namen des Dichters tragen. Jedes rumänische Geschichtsbuch, ob für Erwachsene oder für Jugendliche, enthält einen ausführlichen Hinweis auf Ovid, angereichert durch

Zitate aus seinem Werk – eben nicht aus den *Metamorphosen*, sondern aus den *Tristia* und den *Epistulae Ex Ponto*.

Diese besondere Verbundenheit Rumäniens und der Rumänen mit dem Dichter hat unterschiedliche Gründe. Zunächst: Der Verbannte von Tomi – nicht Herodot, Strabon oder Vergil im Skythenexkurs der *Georgica* (3,349-383) – ist derjenige antike Autor, der das ausführlichste und anschaulichste Bild vom realen Leben in der Dobrudscha, der Keimzelle des romanisierten Rumäniens, geliefert hat, in kräftigen, wenn auch düsteren Farben.

Und: Ovid gilt den Rumänen als Begründer ihrer Nationalliteratur. Traditionelle spanische Literaturgeschichten beginnen mit Seneca (Córdoba), Martial (Calatayud), Lucan (Córdoba), Columella (Cádiz); die Verbindung Ovids mit Rumänien aber ist weitaus enger. Er war ja der Erste, der auf dem Boden des ‚Römerlandes‘

(= România) auf ‚Römisch‘ (românește) über Land und Leute dichtete, und so „un simbol al latinității“,<sup>1</sup> ein Symbol der Latinität Rumäniens wurde. Ein dritter Grund: Rumänien ist Land des Exils und der Auswanderung.

### Leben und Leiden am Schwarzen Meer

Augustus *relegierte* Ovid nach Tomi(s) ans Schwarze Meer („*relegatus, non exul*“, *tristia* 2,137), aus Gründen, die sich nicht präzisieren lassen; für das vorliegende Thema ist dieses Rätsel irrelevant. Weder Augustus noch sein Nachfolger Tiberius hob die *relegatio* auf.

Tomi(s) (Τόμοι, = Tömī, Tömōrum, oder Τόμις, = Tömīs, Tömīdis) lag an der Nordwestküste. Unter Konstantin I. wurde die Stadt zu Ehren seiner Halbschwester in Constantiana umbenannt, ein Name, den sie noch heute trägt: Constanța. Ein buntes Gemisch von Griechen, Geten, Sarmaten (skythischer Abstammung) und Römern (Militär, Verwaltungspersonal, Kaufleute) bildete die Bevölkerung. Man lebte von Landwirtschaft, Fischfang und Handel. Ionische Siedler, aus Milet, hatten die Stadt in der Mitte des 7. Jahrhunderts auf einer kapähnlichen Halbinsel gegründet. Tomi besaß, unter römischer Oberhoheit, die übliche Selbstverwaltung der griechischen Polis. Das Hinterland, die Dobrudscha, war fruchtbar und lieferte Getreide. Gesichert wurde die Stadt – notdürftig – durch eine kleine Garnison. Das angrenzende Gebiet gehörte zu Thrakien, das den Status eines Klientelkönigtums Roms hatte, de facto aber unabhängig war. Das Territorium am Unterlauf der Donau bildete die von Makedonien aus verwaltete Provinz Moesia. Die Eroberung fast des ganzen Gebietes des heutigen Rumänien vollzog sich unter Trajan, der den Daker-König Decebal besiegte.

Dem Weltstädter Ovid erschien Tomi als hinterwäldlerisch, als geistige Einöde, stets bedroht von feindlichen ‚Barbaren‘. Seine Schilderung des Winters dort (*trist.* 3,10) huldigt gewiss Vergil, aber Ovid betont – kontrapunktisch –, dass er die Schrecken selbst erlebt hat (35-38 und 49-50): Stürme peitschen, alles ist eisverkrustet und schneebedeckt, Fische erstarren, Delphine rammen sich beim Springen den Schädel an der Eisdecke des Pontus.

„Ovidiu își exagerează, în versurile sale, starea mizeră, vrea să stârneasă neapărat compasiunea și, în ultimă instanță, să obțină iertarea împăratului. Dar câteva împrejurări semnalate în mesajul său poetic sunt absolut verosimile: lipsa de influență reală și de putere a Romei în Scythia Minor (regiunea Dobrogei), înglobată în provincia romană Moesia încă din 28 î.Hr.; stagnarea procesului de romanizare, dacă nu chiar regresul acestuia, din moment ce chiar și grecii din colonii se getizau treptat; lipsa coloniștor romani sau latinofoni, care ar fi putut deveni vectorul romanizării.“<sup>2</sup>

„Ovid übertreibt in seinen Versen seine Misere, er möchte unbedingt Mitgefühl erregen und, in letzter Instanz, die Begnadigung durch den Kaiser erreichen. Aber mehrere Umstände, die er in seiner dichterischen Botschaft mitteilt, sind absolut wahrscheinlich: das Fehlen echten Einflusses und echter Macht Roms in Scythia Minor (das Gebiet der Dobrudscha), das von 28 v. Chr. an der römischen Provinz Moesia einverleibt wurde; das Stagnieren des Prozesses der Romanisierung, wenn nicht sogar eine rückläufige Entwicklung, von dem Moment an, wo auch die Griechen unter den Kolonisten getisch wurden; das Fehlen von römischen Kolonisten, die der tragende Faktor der Romanisierung hätten sein können.“ (Übersetzung Ch. Wurm)

Hier sei klargestellt: Der Begriff der ‚Übertreibung‘ („Ovidiu își exagerează starea mizeră“), der in der Fachliteratur häufig in diesem Zusammenhang gewählt wird, ist unangemessen, denn alle Dichtung sagt Individuelles aus. Nach

derselben ‚Logik‘ könnte man etwa an einem impressionistischen Gemälde kritisieren, es „verzerre die Wirklichkeit“. Dass Ovid zugleich die Absicht verfolgte, seine Begnadigung zu erwirken, steht dazu in keinem Gegensatz.

### Kommunikationsprobleme

Anfangs helfen nur einfachste Gebärden. Latein ist den Geten unverständlich. Er ist es, der hier Barbar ist, misstrauisch argwöhnt er daher Missachtung:

*exercent illi sociae commercia linguae:  
per gestum res est significanda mihi.  
barbarus hic ego sum, qui non intellegor ulli,  
et rident stolidi verba Latina Getae.  
meque palam de me tuto male saepe loquuntur,  
forsitan obiciunt exiliumque mihi.*  
(*trist.*, 5,10,35-40)

Man vergleiche diese Verse mit dem, was uns der Schriftsteller Jean Améry in seinen Erinnerungen mitteilt, der vor den Nazis nach Belgien geflohen war:

„Denke ich zurück an die ersten Tage des Exils in Antwerpen, dann bleibt mir die Erinnerung eines Torkelns über schwanken Boden. [...] Gesichter, Gesten, Kleider, Häuser, Worte (auch wenn ich sie halbwegs verstand) waren Sinneswirklichkeit, aber keine deutbaren Zeichen. [...] Ich wankte durch eine Welt, deren Zeichen mir so uneinsichtig blieben wie die etruskische Schrift.“<sup>3</sup>

Eine zweite Parallele: Die rumänischen Medien berichten von zahlreichen Fällen aus dem Ausland heimkehrender Frauen, die Heimatferne, Kommunikationsprobleme und Lebensbedingungen, in erster Linie in Italien, nicht mehr ertragen. Ihr Leid wird in Rumänien mit dem Begriff ‚*sindromul Italia*‘ bezeichnet. Für sie ist die ersehnte Heimat Ovids unwirtliche Fremde, und ihre Heimat ist das Land seiner Verbannung.

Die sprachwissenschaftliche Forschung hat gezeigt, dass die großen Verständnisprobleme,

die Ovid zu Anfang seines Aufenthaltes in Tomi hatte, darauf zurückzuführen waren, dass das Getische zwar eine indoeuropäische Sprache wie das Lateinische war, aber zu einem anderen Zweig der Sprachfamilie gehörte, nämlich, nach der traditionellen Einteilung, nicht zu den *centum*-Sprachen, sondern zu den *satem*-Sprachen.<sup>4</sup>

Später gelingt es Ovid, Getisch und Sarmatisch zu lernen: *Nam didici Getice Sarmaticeque loqui*, (*Pont.* 3,2,40). Lautmalerisch ist dieser Vers, dem Wohlklang der genannten Idiome schmeichelt er wenig. Der Dichter hat, wie er uns gegen Ende der *Epistulae* mitteilt, auf Getisch sogar ein Gedicht über Augustus in lateinischen Versformen geschrieben, das bei den Zuhörern Anklang fand (*Pont.* 4,13,17-22); leider ist es verloren.

### Die Verbannung – Fiktion?

Es ist, im deutschen Sprachraum vor allem von Heinz Hofmann, die These vertreten worden, die Verbannung sei fiktiv, ein literarisches Gestaltungsmittel also, und der Sprecher, Naso, eine Kunstfigur. Nicht eigener Anschauung entstammten die Schilderungen vom Pontus, sondern das Ergebnis von Quellennutzung seien sie. Der Verbannungsort Tomi sei unplausibel, da singular. Es wird auf die Tatsache verwiesen, dass bei keinem anderen Autor, auch nicht bei solchen, die ansonsten Ovid erwähnen, von dessen Verbannung die Rede ist.<sup>5</sup>

Ihre Verfechter tragen für diese ‚dekonstruierende‘ Lektüre gegenüber der herkömmlichen die Beweislast. Die Argumentation vermag jedoch nicht zu überzeugen. Gegen sie spricht zunächst die autobiographische Präsenz des Dichters und seines faktischen Lebens in Italien in den beiden genannten Exil-Werken. Der da in beiden Gedichten zu uns spricht, ist nicht

ein fiktives Ich, sondern eindeutig der zu Sulmo geborene Dichter der *Metamorphosen* und der *Ars Amatoria*. Hätte er zeitgleich das Leben auf den weichen Polstern Roms genossen, so hätten die Klagen über die Härten dieses hochkomfortablen Exils befremdlich hohl oder unfreiwillig komisch gewirkt.

Statisch hätte der Dichter sich für zwei komplette Werke auf denselben schwermütigen Grundton festgelegt. Dieselbe Fiktion hätte er auch im *Ibis* verwendet und in den *Fasti*, dort (4, 82-84) sogar ohne thematische Erfordernis, in einem kurzen Exkurs. Aus freien Stücken hätte er sich, das Lob seines Peinigers Augustus singend, in die Rolle des ewig Flehenden versetzt. Die massive Häufung beider Elemente ist poetisch sowie im Hinblick auf die Textkohärenz funktionslos. Die nächstliegende Lesart: Ovids Anliegen ist real.

„Derartige Vorstellungen moderner Interpreten [gemeint ist die These, dass Ovid seine Verbannung und seine Erfahrungen in Tomi fingiert habe] haben bislang keinen Glauben gefunden. Es steht zu befürchten, dass Ovid, hätte er tatsächlich den alten Kaiser mit immer neuen Gedichten aus einem angeblich von diesem selbst herbeigeführten Exil generiert, vom Kaiser deswegen verbannt worden wäre – vielleicht auch nach Tomi.“<sup>6</sup>

Dass er Topoi und Motive anderer aufgreift, sich mit Odysseus oder Aeneas vergleicht, erwarteten die Leser von ihm. Woher aber stammt die Eindringlichkeit der Schilderungen von Innen- und Außenwelt, die gerade nicht papiern wirken, sondern den Stempel des Selbsterlebten tragen? Der beste Kronzeuge, Nicolae Lascu, früherer Präsident des Zentrums für Ovid-Studien an Ort und Stelle, in Constanța, hat betont, *Tristia* III beruhe unmissverständlich auf realer Anschauung („*vision directe*“) Ovids und besitze ein hohes Maß an Dokumentationswert („*valeur documentaire*“) der

leicht von der subjektiven Auswahl und Formung zu scheiden sei.

Desweiteren: Die Verbannung ist zwar in keiner anderen von Ovid unabhängigen Quelle erwähnt, der Kunstgriff des fiktiven Exils aber auch nicht! Als Quintilian etwa Ovids *ingenium* rühmt (inst. 10,1,98), spricht er davon mit keiner Silbe; Suetons *De poetis* ist uns nicht erhalten. Und: Ein heutzutage verschwundener graffito aus Herculaneum ist dokumentiert, der sich wahrscheinlich auf Ovids Tod in Tomi bezieht: [---] *io morieris Tomi. Feliciter.* (CIL 4.10595).<sup>8</sup>

Zwei Quellen helfen ebenfalls, Ovids *Ibis* und Tacitus' *Dialogus de oratoribus*. *Ibis* (10/11 n. Chr.) ist nach Einfallsreichtum und mythologischen Kenntnissen unverwechselbar ovidianisch.<sup>9</sup> Die ungewohnte Bitterkeit dieses Schmähdichtes (nach Kallimachos) gegen einen anonymen Feind lässt sich am besten autobiographisch erklären, als Resultat einer tiefen Erschütterung: „As at the beginning of the *Tristia*, Ovid dramatizes a forced break with his former self: a previously benign poet now seeks to wound.“<sup>10</sup> Zu Beginn (Ib. 1-30) thematisiert der Dichter selbst diesen Bruch mit seinem ganzen früheren Werk, der durch die Ausnutzung seiner Exilsituation durch einen falschen Freund bedingt sei.

In Tacitus' um 75 n. Chr. spielendem *Dialogus de oratoribus* preist ein zum Dichter gewordener Redner, Curiatius Maternus, das Poetendasein gegenüber dem des Redners. Kein Rhetor könne es mit *honor* und *gloria* der großen Dichter aufnehmen. Unter den Beispielen, die er nennt, sind Vergil und Ovid. Der Ruhm von dessen (verlorengegangenen Theaterstück) *Medea* übertreffe den aller noch so guten Reden seiner Zeitgenossen (12,6). Dann liefert er ein anderes naheliegendes Argument, die plausible Regel:

der Dichter genieße „Sicherheit und Zurückgezogenheit“, *securum et quietum secessum*, das tägliche Brot des Redners aber sei Turbulenz und Konflikt (*inquieta et anxia oratorum vita*) (13,1).

Als Beispiel für dieses Leben in unangefochtener Muße wählt er Vergil, der sich gleichermaßen der Gunst des Augustus und der Bewunderung durch seine Mitbürger erfreut habe. Gerade noch hat er Vergil und Ovid parallel, in einem Atemzug, genannt, aber jetzt bleibt jeder Hinweis auf Ovid aus. Einzig Vergil ist es, dessen konfliktfreies Leben gerühmt wird. Wenn Ovids Exil fiktiv wäre, dann hätte sich genau jetzt ein Hinweis darauf angeboten, aber hier fällt sein Name nicht. Er passte nicht in die Argumentation für die Geborgenheit des Poetenlebens.

### Ovids Rezeption in Rumänien

Am Anfang der Ovid-Rezeption in Rumänien<sup>11</sup> steht das Werk des siebenbürgischen Adligen Valentin Franck von Franckenstein (1643-1697), ein polyglottes Meisterwerk des Barock, *Hecatombe sententiarum Ovidianarum germanice imitatarum* (Hermannstadt 1679), das Übertragungen und freie Nachahmungen von Ovid-Sentenzen ins Hochdeutsche, ins Magyarische, Rumänische und Siebenbürgisch-Sächsische enthält.

Nachdem Archäologen Ende des 19. Jahrhunderts die Identität von Tomi mit Constanța bewiesen hatten, war Ovid en vogue. Eine neue Literaturzeitschrift mit dem Namen Ovidiu erschien 1898 in Constanța, in deren erster Nummer ein schwermütiges Gedicht von Petre Vulcan mit dem Titel „Ovidiu în exiliu“ veröffentlicht wurde, das aus einer Haltung des Mitgefühls heraus, auf der Basis der *Tristia*, Ovids Leiden vom Abschied „de-al Romei dulce sân“,

„von der süßen Brust Roms“, bis zum Tod im Exil schildert.

Vasile Alecsandri (1821-1890) und Georg Scherg (1917-2002) schrieben Ovid-Dramen. Alecsandris Stück *Ovidiu* beschreibt ein Liebesverhältnis zwischen Augustus' Enkelin Julia und dem Dichter, das dem Kaiser von der eifersüchtigen Corinna und dem Intriganten Ibis (dem Sujet des gleichnamigen Ovid-Gedichtes) hinterbracht wird und dessentwegen beide Liebenden verbannt werden. Julia gelangt schließlich nach Tomi und will Ovid die Nachricht von seiner Begnadigung überbringen, findet ihn aber auf dem Sterbebett vor. In Georg Schergs gleichnamigen Drama (1955) dagegen steckt die in allem skrupellose Livia, Augustus' intrigante Gattin, die den Thron für Tiberius zu sichern versucht, hinter der Verbannung des ihr verhassten Dichters. Als Augustus Ovid begnadigen will, wird er von Livia vergiftet. Keines der beiden Stücke, in denen Palastintrigen dramatisiert werden, zu deren Spielball und Opfer Ovid wird, hat außerhalb Rumäniens nennenswerten Anklang gefunden.

### Dichter des Exils

1960 sorgte dagegen ein Ovidroman in Europa für eine Kontroverse, *Dieu est né en exil*.<sup>12</sup> Der Autor, ein ‚Newcomer‘, der Rumäne Vintilă Horia (eigentl. Vintilă Caftangioglu) (1915-1992), hatte sein Buch auf Französisch verfasst, so wie viele rumänische Intellektuelle sich dieser Sprache bedienen; man denke an Mircea Eliade und Emil Cioran. Horia erhielt 1960 für seinen Roman, ein fiktives Tagebuch Ovids während der Verbannung, den renommiertesten französischen Literaturpreis, den Prix Goncourt.

Das löste Proteste aus, denn der Exilant Horia war mit scharfer Kritik an der kommunistischen Diktatur in seiner Heimat hervor-

getreten. Wie zu erwarten, diffamierte ihn die rumänische Staatspropaganda – unterstützt von westlichen Linken – als ‚Faschisten‘. Richtig daran war, dass Horia sich in Jugendjahren zu Sympathien für den italienischen Faschismus verirrt hatte. So wie zur selben Zeit, in den Wirrnissen der zwanziger und dreißiger Jahre, die bekanntesten europäischen Linksintellektuellen – ausnahmslos – für den Stalinismus Partei ergriffen, viele von ihnen in absurden Formen der Adulation.<sup>13</sup> Was jedoch die Propaganda nicht übertönen konnte: Horia hatte sich von seiner früheren Haltung distanziert, war 1944/45 von den Nationalsozialisten im KZ festgehalten, von britischen Truppen befreit worden. Der Faschismusvorwurf verfiel also nicht richtig. Der Angriff auf den Roman, der nichts ‚Faschistisches‘ enthält, ja dessen Grundideen in diametralem Gegensatz zur faschistischen Ideologie stehen, wurde daher auch auf einer anderen Ebene geführt: Ein mediokres Produkt eines mediokren Autors sei er, des hehren Preises unwürdig.

So veröffentlichte etwa *Der Spiegel*, bevor das Werk überhaupt auf Deutsch erschienen war, einen höhnisch-herablassenden Artikel mit dem Titel ‚Ovids Metamorphose‘,<sup>14</sup> der Buch und Autor den nötigen literarischen Rang absprach. Im Substantiellen ist der Artikel wenig ergiebig, in den Details teilweise verdächtig irreführend, so dass sich ein böser Verdacht einstellt: Mit der Lektüre des Buchs dürfte sich der (anonyme) Skribent gar nicht erst aufgehalten haben.

Die Kontroverse ist Vergangenheit; angesichts der Kritik, die ihm entgegenschlug, lehnte der Autor es ab, den Preis entgegenzunehmen. Was bleibt, ist Horias Roman. Dass das Schicksal des Ovid ihn packte und nicht mehr losließ, ist unschwer nachzuvollziehen. Beide wurden ja von Herrschenden in die Fremde verjagt, in

einander entgegengesetzte Richtungen. Horia stammte aus Segarcea im Süden Rumäniens; nach dem Krieg lebte er bis zu seinem Tod im Exil, zuerst in Italien, dann in verschiedenen anderen Ländern. Er starb in Spanien.

Der rumäniendeutsche Schriftsteller Richard Wagner hat vor ein paar Jahren Horias Ideenreichtum bei der Behandlung „des Exils als Existenzform“ hervorgehoben.<sup>15</sup> Horia selbst hat die Trennung von Freunden und Bekannten, das Gefühl der Entfremdung genauso durchlitten wie Ovid. In einem Interview sagte er:<sup>16</sup>

„M-am simțit atunci, mai mult ca înainte, autorul propriului meu roman, în sensul că Ovidiu lua proportii nebănuite. Eu mă transferam în timpul lui Augustus, și Ovidiu în cel al lui Stalin.“

„Ich fühlte mich damals, viel mehr als zuvor, als Autor meines eigenen Romans, in dem Sinne, dass Ovid ungeahnte Proportionen annahm. Ich trat in die Zeit des Augustus über, und Ovid in die Stalins.“

Augustus – im faschistischen Italien zur imperialen Lichtgestalt verklärt – ist bei Vintilă Horia bloßer Tyrann. Sein Ovid macht den Alleinherrscher dafür verantwortlich, dass die Freiheit in Rom und im ganzen Reich ausgelöscht sei, etwa durch die Zensur, von der er selbst betroffen ist. Der Vorwurf: Ovids Werke seien moral- und jugendgefährdend. Er sieht sich gezwungen, schmeichelnd und anbiedernd von dem verhassten Machthaber die Begnadigung zu erflehen. Jeder Gedanke Ovids gilt seinem Leben in Rom und seiner Geburtsstadt in einem Abruzzental, Sulmo (S. 18f.): „Ich bin seit etwa zehn Tagen hier; vor drei Monaten habe ich Rom verlassen, aber *ich bin in Rom*.“ Zu Beginn des zweiten Jahres im Exil schreibt er in sein Tagebuch:

„Nächstes Jahr werde ich in Rom sein, schon seit Monaten. Augustus wird sicher tot sein, meine Bücher werden wieder in allen Biblio-

theke stehen, und ich werde in den Thermen oder bei mir zu Hause, am Kamin, die Taten der Medea erzählen.“ (S. 47)

Im sechsten Jahr dagegen: „Ich habe viel an Rom gedacht, in den letzten Tagen. Aber ohne Heimweh.“ (S. 208) Und im siebten: „Ich werde unter den Geten sterben, ich weiß es.“ (S. 219). Langsam verblassen seine Erinnerungen, die Kontakte zu den Freunden werden schwächer, ihn erfüllt die Sorge um den Verfall seiner Sprache.

Der Roman ist in acht Kapitel gegliedert, die jeweils einem Jahr entsprechen, und einem Zuwachs an Reife. Nach und nach wird Tomi ihm zur Heimat. Ovid fügt sich in das neue Leben ein, er schließt Freund- und Bekanntschaften dort und an anderen Orten des Schwarzen Meers, wird Teil des Lebens in der Provinzstadt, wird in eine Kriminalgeschichte verwickelt. Auf seinen Reisen dringt der stets Neugierige, Wissensdurstige, tief in dakische Kultur und Lebensart ein, lässt die Arroganz dessen hinter sich, der zuvor im Nabel der Welt gelebt hatte.

Es kommt der Augenblick, da er dem Tagebuch anvertraut: in Rom wolle er am liebsten den Winter verbringen, den Rest des Jahres in Tomi (S. 126). Die Vorstellung einer Synthese von Römern und Dakern, „une nouvelle forme humaine“, begeistert ihn. Er sieht die Vereinigung von Römern und Dakern voraus: die Rumänen. Sie werden, so hofft er, die besten Eigenschaften beider Seiten in sich vereinigen (S. 221).

Der Roman hat jedoch eine weitere Dimension. Die Welt der Mythen und Götter ist zwar stets präsent, die Geschichten der *Metamorphosen* sind von Horia kunstvoll in die Reflexionen des Protagonisten eingeflochten. Den Glauben an die Realität des Götterhimmels aber hat dieser längst verloren. Manfred Fuhrmann hat die Haltung des realen Ovid so beschrieben:<sup>17</sup>

„Ovids Götter handeln oft ungerecht und grausam, weil sie gar keine Götter mehr sind, sondern Zeichen für irdische Machthaber. Ovids illusionsloses, um nicht zu sagen nihilistisches Weltbild war schlechthin unvereinbar mit der Doktrin des augusteischen Staates, und ebendeshalb traf ihn der Bannstrahl des Kaisers nicht von ungefähr.“

Horia Ovid ist ein Gottsucher. Seine Geliebte Corinna hatte ihm gestanden, sie verehere Isis.

„Ces jours-là, je demeurais seul, vraiment seul et je cherchais aussi un temple, un culte, n'importe quoi, pour croire à quelque chose et supporter ma solitude. Mais je ne trouvais rien. J'écrivis beaucoup. Mais ces vers ne me donnaient que la gloire.“ (S.89)

„In jenen Tagen blieb ich allein, wirklich allein, und auch ich suchte einen Tempel, einen Kult, egal was, um an irgendetwas zu glauben und meine Einsamkeit ertragen zu können. Aber ich fand nichts. Ich schrieb viel. Aber diese Verse brachten mir nichts ein als Ruhm.“

Das Glaubensthema ist von den ersten Seiten des Romans an präsent, in Reflexionen, Vorahnungen und Träumen, denn der Dichter fühlt sich vom Monotheismus der Geten herausgefordert. Schließlich bringt ihm ein griechischer Arzt, Theodoros, der im Orient tätig gewesen war, die Nachricht von der Geburt des Messias in Bethlehem. Im sechsten Jahr der Verbannung äußert Ovid: „Et je sais que Dieu est né, Lui aussi, en exil.“ (S. 207f.) – „Und ich weiß, dass Gott, auch Er, im Exil geboren ist.“ Die Selbstbehauptung gegen gesellschaftlichen und staatlichen Zwang, die Erfahrung der Ohnmacht gegenüber den Mächtigen, das (Über-) Leben im Exil, die Suche nach dem unbekanntem Gott – das sind Themen, die nichts an Dringlichkeit eingebüßt haben.

**Literatur:**

- Améry, J. (1977): Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten, Stuttgart.
- Anon. (1960): Ovids Metamorphose (1960), in: Der Spiegel, 1960, Nr. 49, vom 30.11.1960; zitiert nach dem Spiegel Online-Archiv, <https://www.spiegel.de/kultur/ovid-metamorphose-a-29827b2e-0002-0001-0000-000043067769> [10.09.2019].
- Frampton, S. A. (2019): Empire of Letters: Writing in Roman Literature and Thought from Lucretius to Ovid, Oxford.
- Fuhrmann, M. (1991): Streit um Fortunas Schuld, Rezension zu M. Giebel, Ovid, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 05.11.1991, S. 34.
- Hofmann, H. (2001): Ovid im Exil? ... sumque argumenti conditor ipse mei – Ovids Exildichtung zwischen Biographie und Fiktion, Latein und Griechisch in Baden-Württemberg – Mitteilungen 29 (2001), Nr. 2, S. 8-19.
- Hofmann, H. (2009): Der römische Dandy am Ende der Welt, in: Neue Zürcher Zeitung, 10.01.2009, [https://www.nzz.ch/der\\_roemische\\_dandy\\_am\\_ende\\_der\\_welt-1.1672805](https://www.nzz.ch/der_roemische_dandy_am_ende_der_welt-1.1672805) [26.01.2021].
- Horia, V. (1988) (1960): Dieu est né en exil: journal de Ovide à Tomes, Paris.
- Horia, V. (1991): VINTILĂ HORIA ‚Gândesc în limba română, azi, ca și întotdeauna‘; Interview vom September 1991 mit Angela Martin, [www.revistacultura.ro](http://www.revistacultura.ro) [09.09.2019]; Nr. 40, 21.09.2006.
- Hornblower, S., Spawforth, A. (1998): The Oxford Companion to Classical Civilization, Oxford 2014 (1998).
- Lascu, N., Ovide (o.J.): Le poete exilé à Tomi, Archäologisches Museum Constanța.
- Petersmann, G. (2007): Ovids Exildichtungen sind der Beginn einer rumänischen Literatur, in: Aurora, Zeitschrift für Kultur, Wissen und Gesellschaft, Interview mit F. Wagner, 01.03.2007, [http://www.aurora-magazin.at/gesellschaft/rum\\_petersmann\\_frm.htm](http://www.aurora-magazin.at/gesellschaft/rum_petersmann_frm.htm) [26.01.2021].
- Pop, I.-A. (2019): De la romani la români. Pleoarie pentru latinitate, Bukarest.
- Wagner, R. (2007): Ein Schriftsteller im Kalten Krieg, in: Neue Zürcher Zeitung, 02.04.2007; <https://www.nzz.ch/articleEXRFO-1.137443?reduced=true> [10.09.2019].
- Wurm, C. (2013): Ein Platz an der Sonne? – Die Civitas Solis des Tommaso Campanella, Forum Classicum 56.1, S. 39-45.
- Ziolkowski, Th. (2005): Ovid and the Moderns, Ithaka/London.

**Anmerkungen:**

- 1) Pop 2019, S. 122.
- 2) Ebd., S. 117f.
- 3) Améry 1977, S. 65.
- 4) Pop 2019, S. 123.
- 5) Vgl. Hofmann 2001, S. 8-19 und die Kurzfassung 2009.
- 6) Petersmann 2007.
- 7) Lascu, o. J., S. 80.
- 8) Frampton, Empire of Letters: Writing in Roman Literature and Thought from Lucretius to Ovid 2019, S. 161. Die Autorin hat vor Ort die Stelle der früheren Inschrift inspiziert. Feliciter ist von zweiter Hand hinzugefügt.
- 9) Hornblower 2014 (1998), S. 564.
- 10) Ebd. Die beiden Hervorhebungen sind von mir.
- 11) Das Thema ist ausführlich dargestellt in Ziolkowski 2005, Kap. II,7.
- 12) Alle Zitate entstammen der Ausgabe Dieu est né en exil: journal de Ovide à Tomes, Paris 1988 (1960). Die Übersetzungen sind von mir.
- 13) Vgl. Wurm 2013, S. 39-45; hier: S. 43f.
- 14) Heft 49/1960 vom 30.11.1960; zitiert nach dem Spiegel Online-Archiv, aufger. am 10. 9. 2019.
- 15) Wagner 2007.
- 16) VINTILĂ HORIA 1991; ich habe die fehlenden rumänischen Schriftzeichen eingefügt.
- 17) Fuhrmann, 1991, S. 34.

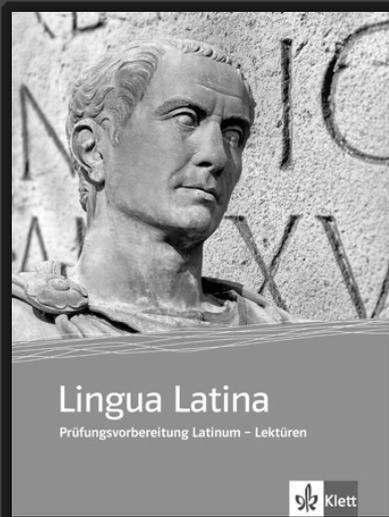
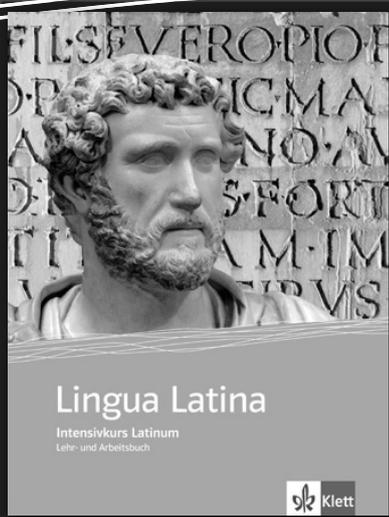
CHRISTOPH WURM

# Lingua Latina

## Zur intensiven Vorbereitung auf das Latinum



Bildnachweis: Fotolia (©)



### Intensivkurs Latinum

Lehr- und Arbeitsbuch  
978-3-12-528780-8

Lösungsheft  
978-3-12-528784-6

Lektüreheft  
978-3-12-528781-5

Lektüre Lösungsheft  
978-3-12-528782-2

[www.klett-sprachen.de/lingualatina](http://www.klett-sprachen.de/lingualatina)

Jetzt kennenlernen:  
Mit dem **Vokabelpaket für  
phase6** ganz einfach den  
Wortschatz vertiefen!  
[www.klett-sprachen.de/phase6](http://www.klett-sprachen.de/phase6)

*Sprachen fürs Leben!*



## Zeitschriftenschau

### A. Fachwissenschaft

Die Hochzeit der Sallustforschung um beispielsweise Vretska, Büchner oder Syme liegt inzwischen schon rund 50 Jahre in der Vergangenheit. Seither ist es – vergleichsweise – ruhig um den einstigen Forschungsliebling geworden. Jetzt nähert sich Th. Baier (B.) dem *Catilina* Proöm in neuer Weise an: Sallusts „unmoralische“ Geschichtsschreibung (**Gymnasium** 127 2020.3, 205-33).

Dreh- und Angelpunkt des Artikels ist die pointiert aufgestellte Hauptthese, Sallust, der für viele doch eigentlich den Inbegriff des wertebewussten Römers darstellt, habe eine unmoralische (weniger pointiert: moralfreie) Geschichtsschreibung verfasst: Sein Programm weise keine Moralität im Sinne der ihm vorangehenden Geschichtsschreibung auf. Damit meint B. im Kern, dass Sallust davon absieht, die für die römische Historiographie so wichtigen *exempla virtutis* zu schildern, die als Vorbildfunktion dienen und den Charakter der Leser erziehen sollen. Vielmehr skizziert er die späte Phase der Republik und die unabänderlichen menschlichen Eigenschaften, um dadurch zu zeigen, wie einerseits beides im Zusammenspiel einen pervertierten Charakter wie den *Catilina* hervorbringen kann, und wie andererseits der fähige Politiker die Zeichen der Zeit erkennt und mit seiner menschlichen Natur in einer dazu passenden Art und Weise umgeht. Die Aufgabe des Historikers sei es laut Sallust, die Menschen zu lehren, ihre konstanten Eigenschaften in sich wechselnden Zeiten richtig zu lenken. Dieser adhortative Aspekt bilde eine „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ (207).

B. konzentriert sich in seiner Interpretation auf den *Catilina* mit einigen Blicken hinüber zum *Iugurtha* (die Historien wird man aus B.s These wohl ausschließen können). Der Wert des Artikels liegt neben der oben dargestellten Gesamtinterpretation auch in vielen Einzelbeobachtungen: Zuerst analysiert B. die Bedeutung der *virtus*, der *ambitio* und der *cupido gloriae* im Proöm des *Catilina* (208-19), danach diskutiert er den oft verwendeten *fortuna*-Begriff (219-24), zuletzt wirft B. einen Blick auf die Aufgaben der Geschichtsschreibung nach Sallusts Anschauung („Die Möglichkeiten des Historikers“ und „Sallusts Bild vom Staat“ 224-9).

Vor alledem fasst B. in seiner Einleitung (205-8) die Fragen der weitverzweigten Forschung zum *Catilina*-Proöm zusammen. Das Hauptaugenmerk liegt nach wie vor auf der Verbindung zwischen dem im eigentlichen Sinne themenfernen Proöm – *Catilina* wird darin nirgends erwähnt – und dem Werk an sich. Schon Quintilian hat das Fehlen einer thematischen Verbindung dieser beiden Teile der *coniuratio* angesprochen (*inst.* 3,8,8). Wenn B. hier aber von Kritik an Sallust spricht, scheint er mir einer Fehldeutung zu folgen: Proömien von freierer Art gegenüber dem Werk werden von Quintilian als verbreitete Möglichkeit, eine Rede im *genus demonstrativum* zu eröffnen, erwähnt; daran orientiere sich auch Sallust. Eine direkte Wertung wie etwa bei Cic. *inv.* 1,26 erfolgt nicht. Das wichtigste Ergebnis der Bedeutungsanalyse der o. g. Begriffe (208-19) liegt darin, dass die im *Catilina* so zentralen Begriffe *virtus*, *ambitio* und *cupido gloriae* per se weder im positiven noch im negativen Sinne gebraucht werden, also ganz moralfrei sind. *Virtus* sei

zunächst nur eine „Qualität, die einen Mann auszeichnet“ (210), sie sei die „Selbstachtung bzw. Selbstbehauptung gegen andere“: Jeder der nach Ruhm strebe, besitze sie (212). Ebenso stelle die *ambitio* weder Tugend noch Laster dar, ihre Ausformung hänge für Sallust nur „von der moralischen Ausstattung dessen ab, der sie hat“, und die *cupido gloriae* sei entsprechend nichts als eine unabänderliche menschliche Eigenschaft, die genauso zu Gutem wie zu Schlechtem führen könne (215f.). Dass Sallust diese Begriffe hier positiv, dort negativ benutzt, hat in der Tat häufiger für Verwirrung gesorgt. U. a. wurde ihm Nachlässigkeit im Ausdruck vorgeworfen. B. löst dieses Problem, wie mir scheint, eleganter und überzeugender.

Ebenso häufig im Proöm bzw. im erweiterten Proöm, der Archäologie Roms, begegnet der Begriff *fortuna*, den B. im folgenden Abschnitt seines Artikels nicht als den blinden Zufall, sondern als „das aufgrund der menschlichen Natur erwartbare Schicksal“ deutet (221). Zentral sei der Gedanke, dass übermäßiges Glück aufgrund der unabänderlichen menschlichen Eigenschaften mit einer Gefahr für die *mores* einhergehe,

also zur Hybris verleite. Sallust lässt auch Caesar in seiner Senatsrede mehrmals mit denselben Argumentationssträngen und Ergebnissen über die Bedeutung der *fortuna* sprechen. Andere, schon oft herausgearbeitete Parallelen zwischen Sallusts Proöm und seiner Caesar-Rede seien ebenfalls so evident, dass die Rede fast schon als Wiederholung der „historische[n] Lektion aus dem Proöm“ gedeutet werden könne (222). Hier macht B. seine Gesamtinterpretation des sallustschen Werkes als unmoralische Geschichtsschreibung für die alte Frage fruchtbar, welchem der großen Römer Sallust im Redeagon Caesar – Cato seine Sympathie schenkt: Cato sei im Gegensatz zu Caesar allzu eifrig moralisierend. Ihm fehle es an Rationalität, wie sie Sallust für sich selbst und für seinen Caesar beanspruche (223f.).

Zuletzt deutet B. Sallusts Rechtfertigung der Historiographie im Lichte seiner These der unmoralischen Geschichtsschreibung. Wenn die *ambitio*, die *virtus* und die *cupido gloriae* als unabänderliche menschliche Eigenschaften die *fortuna* bestimmen, ist es nur folgerichtig, wenn B. Sallusts Intention auch entsprechend deutet: Mit *Catil.* 8,1-5 und *Iug.* 1.4 (verbunden mit *Cic. off.* 3.4) sei es nicht die Aufgabe des Historikers, die Menschen durch die Darstellung von *exem-*



**Odysseus-Verlag**  
CH-5023 Biberstein  
[www.odysseus-verlag.ch](http://www.odysseus-verlag.ch)

**Bonbons (sugarless)**  
mit 15 latein. Sprichwörtern  
(Übersetzungen auf Rückseite)

**500 Stück € 55 portofrei**  
Versand in Deutschland,  
deutsches Konto

*pla* und Vorbildern zum Handeln zu bewegen. Hingegen solle der Ruhm, den Historiker in Aussicht stellen, Ansporn für zukünftige große Taten und für die positive Beeinflussung der *fortuna* sein.

B.s Interpretation der Sallust-Monographien wird im Großen wie im Kleinen das Verständnis vor allem der *coniuratio Catilinae* fördern. Gerade für die zentralen Begriffe und Motive aus dem Catilina-Proöm ist hiermit viel getan. Einzelne Punkte wird man dagegen gewiss weiterdiskutieren dürfen, vor allem das Verständnis des Werkes als Propaganda für Caesars Politik (219). Denn während B. durch die zwischen dem Proöm und der Caesar Rede parallel gestalteten Gedanken zu dem Schluss kam, dass Sallust durch Caesars Mund für seine eigene Meinung argumentiere (221), so kam Egermann vor etwa 100 Jahren mit einer ähnlichen Methode zu einem grundlegend anderen Ergebnis: Er untersuchte in einer Abhandlung (Die Proömien zu den Werken des Sallust, Wien 1932, 18-20) Entsprechungen im Gedankengang des Proöms und der Cato-Rede; diese sah er als klares Indiz für Sallusts Verehrung des historischen Cato. Hier gibt es offenbar zwei Seiten der Medaille und daher auch durchaus Gründe, warum man allgemein eher von einem Autoritäts-Gleichgewicht der beiden großen Römer in Sallusts Monographie spricht. U. a. aus diesem Grund steht außer Frage, dass es auch im *Catilina* trotz der zahlreichen Veröffentlichungen des letzten Jahrhunderts noch viel zu untersuchen gibt. B.s Artikel zeigt jedenfalls, dass es lohnenswert sein wird, sich Sallust noch einmal mit frischen Fragestellungen erneut anzunähern.

Außerdem im **Gymnasium 127 (2020.3)**: D.M. Jacobson, The Temple of Mars Ultor in Rome and the Philippeion in Olympia, 235-49

über Divergenzen der Abbildungen des intendierten Mars Ultor Tempels auf Münzen 19-16 v. Chr. und seiner tatsächlichen Realisierung gute 20 Jahre später auf dem Augustus-Forum; B. Allgaier, Tierisch eloquent? Sprachliche Kommunikation zwischen Mensch und Tier in den Versfabeln des Babrios, 251-68 (Interpretationen vom Prolog des ersten Babrios-Buches sowie von Babr. 1, 3, 6, 33, 50 unter dem im Titel genannten Schwerpunkt); K. Brodersen, Der Löwenbrunnen. Eine antike Rechenaufgabe und ihre Lösungen zwischen ‚Physis‘ und ‚Techne‘, 269-84 zur Rezeption von A.P. 14.7 in Antike und Moderne.

Z. Margulies (M.) machte eine sehr scharfsinnige Beobachtung, die unter Umständen unser Wissen über die frühe Verbreitung der Adonien erweitern könnte: Like golden Aphrodite: Grieving Women in the Homeric Epics and Aphrodite's Lament for Adonis (**CQ 70.2, 2020**, 485-911).

In den homerischen Epen werden die menschlichen Figuren in bestimmten und festgelegten Kontexten zuweilen direkt oder indirekt mit Gottheiten verglichen. Das prominenteste Beispiel ist gewiss der Verweis auf die Ähnlichkeit männlicher Helden mit Ares. Er begegnet häufig etwa anhand des Adjektivs ἀρήϊος wenig überraschend an Stellen, die unmittelbar mit Kriegen und Schlachten verbunden sind (*Il.* 2.698 oder 7.208). M. sah, dass im Gegensatz dazu in der *Ilias* der Vergleich weiblicher Helden mit Aphrodite nur an zwei Stellen konkret ausgeführt ist. Diese hängen jedoch nicht, wie vielleicht zu erwarten wäre, mit der Schönheit oder Sexualität der beschriebenen Frauen zusammen. Der Aphroditevergleich findet vielmehr an Stellen statt, die die Trauer der Heldinnen um einen Verstorbenen thematisieren (485-8). Von Briseis, die den toten

Patroklos erblickt, heißt es *Il.* 19.282-4: Βρισηῖς δ' ἄρ' ἔπειτ' ἰκέλη χρυσήν Ἀφροδίτη / ὡς ἶδε Πάτροκλον δεδαϊγμένον ὀξεί χαλκῶ, / ἀμφ' αὐτῷ χυμένη λίγ' ἐκόκυε ..., und ganz ähnlich erkennt Cassandra Priamos mit Hektors Leichnam im Gepäck *Il.* 24.699-703: ... Κασσάνδρη ἰκέλη χρυσῆ Ἀφροδίτη / Πέργαμον εἰσαναβάσα φίλον πατέρ' εἰσένοησεν ... / κώκυσέν τ' ἄρ' ἔπειτα γέγωνέ τε πᾶν κατὰ ἄστρ. Ferner wird in der *Odyssee* allein Penelope in einer festen Wendung als artemis- und aphroditegleich beschrieben (488-91): das erste Mal, bevor sie unter Tränen ihren verloren geglaubten Sohn Telemachos wieder in Ithaka begrüßen darf (*Od.* 17.36f.), ein weiteres Mal, bevor sie dem unerkannten Bettler-Odysseus gegenüber das Ausbleiben ihres Gatten beklagt (*Od.* 19.53f.).

M. erklärt den Kontext des Aphroditevergleichs mit einem Verweis auf die Adonien, ein jährlich stattfindendes, aus dem semitischen Raum stammendes Fest, dessen Ritus nur Frauen vorbehalten war: Im Vordergrund stand die Göttin Aphrodite und der Tod des von ihr so sehr geliebten Jungen Adonis. In der Zeremonie wurde die Klage der trauernden Liebesgöttin nachgestellt. Die früheste Erwähnung des Festes im Ägäisraum *Sapph.* 140 V. könnte sogar aus einem bei den Adonien gesungenen Kultlied stammen: καθνάσκει, Κυθήρη', ἄβρος Ἄδωνις· τί κε θεῖμεν; / καττύπτεσθε, κόραι, καὶ κατερείκεσθε χίτωνας. Später geben uns mimetische Gedichte wie Theokr. *Id.* 15 eine Vorstellung von dem Ablauf des Festes. Sehr bemerkenswert ist die Ähnlichkeit, die M. zwischen den oben zitierten Versen *Il.* 19.282 4/24.699-703 und Bions mimetischem Adoniengedicht aus dem 2. Jh. v. Chr. sieht (494f.): ὡς ἶδεν (sc. Aphrodite), ὡς ἐνόησεν Ἀδώνιδος ἄσχετον ἔλκος, / ὡς ἶδε φοίνιον αἶμα μαραινομένῳ περὶ μηρῷ, / πάχεας ἀμπετάσασα κινύρετο, μείνον

Ἄδωνι ...' (v. 40-2). Der Vergleichspunkt im Epos bestehe also in Aphrodites Trauer um ihren verstorbenen Geliebten.

Die von M. aufgezeigten Verbindungslinien zwischen dem Adonismythos und den Aphroditevergleichen im homerischen Epos sind schlagend. Seine Schlussfolgerungen (498), dass man Kenntnisse der Adonien für den ägäischen Raum bereits in der Mitte des 8. Jh. v. Chr. voraussetzen sollte, sind hingegen, wenigstens was die Argumentation anbelangt, in mehrfacher Hinsicht problematisch, v. a. weil Jankos Frühdatierung der *Ilias* um 750 nicht unwidersprochen blieb. Während M.s Interpretation der *Ilias*- und *Odyssee*stellen also in der Tat überzeugend sein dürfte, wird man, was das Religionsgeschichtliche betrifft, hier erst am Anfang der Diskussion stehen.

Die Kaiserviten, die ein Verfasser unter Nutzung verschiedener Synonyme in der *Historia Augusta* bietet, werfen nach wie vor Rätsel auf, sowohl hinsichtlich ihrer Verlässlichkeit als Quelle als auch hinsichtlich philologischer und literaturwissenschaftlicher Fragen. Mit Letzterem beschäftigt sich seit einiger Zeit D. Rohrbacher (R.), der nach seiner Monographie (*The Play of Allusion in the Historia Augusta*, Madison 2016) jetzt einige Einzelgedanken zur Vita des M. Opellius Antoninus Diadumenianus (des Sohnes von Macrinus) veröffentlichte: *Martial and the Historia Augusta* (CQ 70.2, 2020, 911-6).

Wie Macrinus wurde auch sein Sohn Diadumenianus, den er zum Mitregenten ernannt hatte, im Zuge des Bürgerkrieges 218 (im Alter von etwa zehn Jahren) getötet. Dementsprechend wenig wusste man schon zur Entstehungszeit der *Historia Augusta*, wohl etwa 200 Jahre später, über den Jungen. Daher sei wie gewöhnlich in solchen Fällen innerhalb der *HA*

die Diadumenianus-Vita beinahe ausschließlich das Ergebnis einer Fiktion des Verfassers (911f.). R. spürt in seinem Beitrag nach, wie diese Fiktion zustande gekommen sein könnte, und macht dabei auf eine mögliche Inspirationsquelle, die der anonyme Autor auch sonst gerne nutzt (912f.), aufmerksam: Martial.

In der *HA* heißt Diadumenianus allerdings wie auch in anderen, älteren Quellen irrigerweise Diadumenus. R. vergleicht nun die drei Epigramme, die Martial auf einen Diadumenus geschrieben hat: Mart. 3,65, ein Epigramm auf die süßen Küsse des Diadumenus, 5,46, ein Epigramm über Küsse, die der Sprecher Diadumenos kämpfend abringt, und 6,34, ein an Catull angelehntes Epigramm, in dem der Sprecher möglichst viele Küsse von Diadumenus einfordert. Aus Spaß am Spiel und aus Spaß daran, den Lesern intertextuelle Rätsel zu eröffnen, habe der *HA*-Autor seinen Diadumenus wie einen Geliebten aus der erotischen Dichtung dargestellt und dazu Elemente aus Martials Epigrammen um den gleichnamigen Jungen in die Vita einfließen lassen. Seine These belegt R. anhand mehrerer kleiner Beobachtungen (913-16): Das übergeordnete Kuss-Thema der Martialepigramme sei in die Beschreibung von Diadumen(ian)us' Äußerem eingeflossen: *puer fuit omnium speciosissimus ... ore ad oscula parato, fortis naturaliter, exercitio delicatior*. Außerdem habe der anonyme Autor eine Episode aus dem Kaiserleben erfunden, nur um die *saevitia* des jungen Herrschers hervorzuheben und (mit Verweis auf fiktive Quellen) zu konstatieren: *quamvis ... istum ultra aetatem saevisse in plerosque repperiam* (Diad. 8.3). Ziel des Verfassers sei es, die Grausamkeit des Herrschers mit der Grausamkeit der/des Geliebten in erotischer Dichtung zu kontrastieren: Mart. 3,65,9 *saevae puer Diadumene*. Schließlich endet

die Vita mit einem fiktiven Brief eines Kaiserlehrers Caelianus, was als verspielter Verweis auf ein Martialepigramm zu werten sei, das unmittelbar auf das letzte Gedicht über den jungen Diadumen(ian)us folgt (6,35). Hierin geht es um einen Caecilianus. Auch wenn es inhaltlich an dieser Stelle keine klaren Entsprechungen gibt, wolle der *HA*-Autor mit dem intertextuellen Versteckspiel seine Leser vor eine Herausforderung stellen.

Über Anlass und Zielsetzung der *HA* herrscht ein reger Austausch. R.s Vermutung, sie sei bloße intertextuelle Spielerei und spaßiger literarischer Selbstzweck („a puzzle of literary references to be recognized and enjoyed“ 916), ist dabei wohl eine der radikalsten Positionen. Die vielen (auch in seiner Monographie) vorgebrachten Argumente zeigen aber, dass seine Auffassung in jedem Fall ernst genommen werden muss.

U. a. weiterhin im **CQ 70.2 (2020)**: S. Casali, Porsenna, Horatius Cyclops, and Cloelia (Virgil, Aeneid 8.649-51), 724-33 über verschiedene Versionen der Geschehnisse um Porsennas (Nicht-)Einnahme Roms; L. Dorfbauer, Some Notes on the 'New Apuleius', 800-5 mit Konjekturen zu einem 2016 erstmals publizierten und vom Herausgeber J. Stover mit dem verlorenen dritten Buch von Apuleius' *De Platone* identifizierten Text (1,15; 2,1; 8,25; 14,1); M. S. Silk, Pindar, Olympian 2.5 7, Text and Commentary – with Excursion to 'Perictione', Empedocles and Euripides' Hippolytus, 499-517. – Die beiden zuletzt genannten und einige weitere ausgewählte Artikel des Bandes sind auf der Verlags-Website <https://www.cambridge.org/core/journals/classical-quarterly> frei zugänglich.

Auch wenn die Lucilius-Forschung in den letzten Jahren gut vorankam, ist bei der

intensiven Deutung einzelner Fragmente noch einiges zu tun. Juan Luis López Cruces (L.) versucht sich an Lucil. 1 M. Aus dem Fragment könnte ein Pacuvius -estimonium gewonnen werden: Lucilius contre Amphion (Sat. I 1). Un témoignage de Pacuvius? (*Hermes* 146.4, 2020, 481-91).

Der bei Varro überlieferte Luciliusvers lautet: *aetheris et terrae genitabile quaerere tempus*. Parallel zu der Recusatio epischer Dichtung handle es sich hierbei um eine Recusatio naturwissenschaftlicher Dichtung mit dem Gedankengang: „Ich will nicht die Welt erforschen, sondern Satire machen“. L.s Argumentation (483f.) fußt auf einer unabweisbaren Parallele zu einer Stelle aus der euripideischen Antiope (F 182a Kannicht): Αἰθέρα καὶ Γαῖαν πάντων γενέτειραν ἀεῖδω. Das Euripidesfragment stammt aus einem viel rezipierten Streitgespräch, in dem die beiden Söhne Antiopes, Amphion als Verfechter der musischen und philosophischen Lebensart und Zethos als Verfechter der aktiven und zupackenden Lebensart, wegen Fragen der Lebensgestaltung aneinandergeraten. Es wird allgemein als Anfang der Amphion-Rede gedeutet: Passend zum Hexameter könnte eine

Einleitung zu einem Hymnos auf die Natur und auf ihre Erforschung vorliegen. Lucilius' Vers sollte nach L. daher als Abgrenzung von der Lehrdichtung verstanden werden, in der der Satiriker die philosophische, rein kontemplative Lebensart, also Amphions Part, verkörpert sehe. Die Satire verstehe Lucilius im Gegensatz dazu als eine Art aktiver Lebensgestaltung und Einmischung in gesellschaftliche Belange, wenn er sich auch, wie L. hinzufügt, nicht gänzlich mit Zethos' kunstfeindlicher Einstellung identifiziert haben dürfte (484f.).

In einem nächsten Schritt möchte L. den Luciliusvers aber nicht auf Euripides selbst, sondern auf die an Euripides angelehnte Tragödie *Antiope* des frühen römischen Dramatikers Pacuvius zurückführen: Dies sei bedenkenswert, weil Lucilius sich auch in anderen Satiren häufig mit der pacuvianischen Dichtung auseinandersetzt (486f.), sogar mit der *Antiope* (Lucil. 597f. M.). Ein sprachliches Argument sieht L. im Adjektiv *genitabilis*: Das nur hier und bei Lukrez belegte Wort auf *-abilis* sei typisch für Pacuvius, der (indirekt belegt) auch Wörter wie *luctificabilis* genutzt habe; dem Satiriker Lucilius sei diese Bildung hingegen nicht zuzutrauen (488f.).



**Wir nehmen  
Ihnen den  
Druck ab**

**BÖGL** GmbH  
DRUCK

Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau  
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19  
info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de

Die lateinische und griechische Poesie ist voll von Intertextualität. Interpretationsversuche fragmentarischer Texte über diesen Weg sind gewiss fruchtbar. Auch wenn nicht wasserdicht belegt werden kann, dass das Luciliusfragment gleichzeitig ein Pacuvius-Testimonium darstellt, sind L.s Argumente erwägenswert. Am Ende bleibt aber wie so oft in der Fragmentforschung nur die Möglichkeit – aber damit ist ja auch schon viel gewonnen.

U. a. weiterhin im **Hermes 146.4 (2020)**: R. Schulz, „Meister der langen Ruder und Helden der Seefahrt“. Die Geburt der griechischen Ethnographie aus der Praxis maritimer Erkundung, 391-436 (mit Besprechungen ethnographischer Partien im alten Epos); D. Dueck, Menecrates of Elaea. Suggestions for Additional Fragments, 470-80 (Interpretationen alter und neuer Fragmente des Periegeten Menekrates von Elaia, des Verfassers der Schriften Ἑλλησποντιακὴ περίοδος und περὶ κτίσεων).

ERIK PULZ

## B. Fachdidaktik

**AU 1/2021**: Epikur in Rom. Im Basisartikel (2-9) erläutert R. Nickel zunächst, dass der Epikureismus im krisengeschüttelten Rom des ersten vorchristlichen Jahrhunderts zwar auf ein gewisses Interesse stieß, aufgrund seines Individualismus jedoch nie zu einer politischen Bewegung werden konnte, trotz der begeisterten Rezeption durch Lukrez. In einem „Kurzportrait“ (3f.) stellt Nickel wesentliche Züge der Lehre Epikurs heraus: zweckfreier Materialismus, ein auf Vernunft und Eigenverantwortung gegründetes Lebensideal, Streben nach Glückseligkeit als Abwesenheit von Schmerz sowie die rationale Erklärung angsteinflößender Phänomene. Mögen wir, so Nickel, heute andere Sorgen haben (vor allem Verlustängste), so

gelte doch Epikurs Befund noch immer, dass wir „nicht bereit seien, vernünftige Gegenmaßnahmen zu treffen. Stattdessen gewöhnen wir uns an die Angst“ (3). Anschließend widmet sich Nickel ausführlich Ciceros ambivalentem Verhältnis zu Epikur: Einerseits stelle Cicero etwa in *De finibus* dessen Lehren recht objektiv dar und führe in *In Pisonem* Pisos unsittlichen Lebenswandel gerade auf einen falsch verstandenen Epikureismus zurück (hemmungsloser Hedonismus); andererseits scheine an vielen Stellen Ciceros Zweifel an der Vereinbarkeit von *virtus* und *voluptas* durch, was eine Abgrenzung von Epikur bedeute. – Im Praxisteil empfiehlt zunächst P. Schrott ein Stück Epikur-Rezeption durch Isidor von Sevilla: Kurz und (ver)knapp(t). Epikur aus der Sicht des spätantiken Christentums (Isidor, *Etymologiae*); (10-14; ab Jgst.10, 2-3 Stunden). Epikurs Atomismus und seine Gottesvorstellung treffen auf wenig christliche Gegenliebe: Gern greift Isidor die Bezeichnung Epikurs als „Schwein“ auf, da dieser körperliche Lust für das höchste Gut halte und sich *in caena carnali* suhle. Ein attraktiver, sprachlich eher leichter Text, der den Lernenden die Möglichkeit gibt, wesentliche Elemente der epikureischen Lehre zu rekapitulieren und sich zugleich mit einer kritischen Stimme auseinanderzusetzen. Unterstützt wird die Textarbeit durch eine Mindmap und Aufgaben (sechs QR-Codes für LearningApps, eine sehr zu empfehlende Plattform, dazu AU 2/2020, 52f.). – Glaser, K.: Epikurs Lehre – ein Rezept für ein angstfreies und glückliches Leben? (15-23; Jgst.11-13, Stundenzahl variabel). Bei den vorgeschlagenen Texten steht Epikurs Argumentation gegen die Todesfurcht im Vordergrund: der Brief an Menoikeus (124-126, in Übersetzung), zwei Passagen aus Lukrez (mit Übersetzung), die einschlägigen Stellen aus Ciceros *De finibus*

(Buch 1, hier auch manches zur Güterlehre); ergänzend Horazens c.1, 11 (*carpe diem*) sowie kurze Auszüge aus Senecas *Epistulae morales*. Sein konsequenter Materialismus lässt Epikur behaupten, dass uns der Tod nichts angehe: Ist er da, sind wir nicht mehr da. Doch darf man Glaser zustimmen, dass eine solch rationale Sichtweise die „soziale Dimension des Todes“ (17) und die „emotionalen Bedürfnisse des Menschen“ (ebd.) ausblendet. Zugänglicher könnten den Lernenden Epikurs Empfehlungen zum vernunftgeleiteten Umgang mit Lust und Schmerz sein. Dazu verweist Glaser auf zahlreiche Stellen in *De finibus*, jeweils mit Aufgaben zur Texterschließung und Interpretation. – Dahmen, J./ Neuwahl, F.: Lukrez und sein Kampf gegen die *religio* (24-31; Jgst. 12-13, ca. 6 Stunden). Vier Lukrez-Stellen sollen behandelt werden: Preis Epikurs als Erlöser von falscher *religio* (1,62ff.), wahre und falsche *pietas* (5,1198ff.), Epikurs Gottesvorstellung (2,246ff.) und der Geltungsverlust der *religio* bei der Seuche in Athen (6,1272ff.). Die Planung ist sehr klar strukturiert und gibt Anregungen zu einem methodisch abwechslungsreichen Vorgehen. Die zu übersetzenden Partien sind maßvoll portioniert. – Flaucher, St.: *Epicuri de grege porcum*. Auf den Spuren epikureischer Weisheit bei Horaz (32-37; Jgst. 11-13, ca. 6 Stunden). Bei der Behandlung der kurzen Ode 1,11 soll das bekannte *carpe diem* als Einstieg dienen. Nach der textimmanenten Interpretation verdeutlicht ein Informationstext zu Epikur den Lernenden, dass dessen Lehre unausgesprochen im Hintergrund steht. Die Oden 2,16 („Was braucht man zum Glücklichein?“) und 3,29 („Rückzug aufs Land“, Auszüge) vertiefen den Grundgedanken, sich nicht von Reichtum, Machtstreben oder auch Reisen als Flucht vor sich selbst abhängig zu machen. Am Ende soll

die Frage nach der Vereinbarkeit dieser Grundhaltung mit den (alt-)römischen Werten und nach ihrer Übertragbarkeit auf unsere schnelllebige und materialistisch geprägte Gegenwart stehen. Die eher sparsam dosierten Aufgaben auf den Textblättern werden durch Anregungen zur Texterschließung und zur weiteren Methodik ergänzt. Ein in sich stimmiges Konzept mit zeitloser Thematik, doch angesichts ihrer sprachlichen Komplexität sollten einige Passagen vielleicht von vornherein zweisprachig präsentiert werden. – Noch mehr Bezug zur Gegenwart verspricht der nächste Beitragstitel: Fröbus, S.: Horaz for future. Ein Brückenschlag zwischen Horazens Satire 2,6 und der aktuellen Klimabewegung (38-45; ab Jgst. 11, ca. 8-10 Stunden). Zu Beginn der Reihe soll die Rede Greta Thunbergs in Davos 2019 gelesen werden, in der sie eindringlich globalen Klimaschutz fordert. Sodann folgt die Lektüre der bekannten Satire 2,6 in Auszügen: Horaz stellt dem energiegeladenden Stadtleben (V. 23-35) sein Sabinum als Refugium (V. 1-23) und dortige entspannt-gesellige Gespräche mit Freunden (V. 65-76) gegenüber, gefolgt von der Fabel von der Land- und der Stadtmaus (V. 79-117). Die Textabschnitte sind gründlich aufbereitet und mit Aufgaben zur Erschließung und Interpretation versehen. Abschließend sollen die Lernenden prüfen, „inwiefern die von Horaz propagierte epikureische Lebensweise seiner selbst und der Landmaus einen Beitrag zu den von Greta Thunberg skizzierten Problemen leisten kann“ (41). Das Sabinum verfüge über einen Garten und könne daher „beinahe als unabhängig von Einfuhren betrachtet werden“ (40). Im Sinne Thunbergs ließen sich die Lernenden von Horaz zur „Rückkehr zu mehr Regionalität“ (41) und „Reduzierung der eigenen Bedürfnisse zum Wohle der Menschheit etc.“ (ebd.) anregen. Dies

soll in einer „Diskussion im Klassenplenum“ (ebd.) erfolgen – warum nicht, sofern dabei auch zur Sprache kommt, dass es dem Dichter wohl nicht darum ging, durch Vermeidung langer Transportwege den Energieaufwand und Verpackungsmüll zu reduzieren. Globaler Umweltschutz ist ein genuin modernes Problem. – Simons, B.: Epikureische Kritik am Essverhalten. Die Dekadenz römischer Kaiser und im Kapitol von „Panem“ (46-51, Jgst. 10, 4-6 Stunden). Die Kaiser Claudius und Vitellius werden bei Sueton als dekadente, maßlose Schlemmer dargestellt. Claudius lässt sich für neue Genüsse mit der Feder den Gaumen kitzeln, Vitellius bevorzugt Fasanenhirn und Zungen von Flamingos. Simons wählt als Einstieg zu den Sueton-Texten einen Filmausschnitt, eine Frescorigie aus den „Tributen von Panem“. Und was hätte Epikur zu all dem gesagt? Dies verrät die Lektüre von *De finibus* 1,37,3ff. (bereits schlichte Abwesenheit von Hunger und Durst bedeuten höchste Lust) und den *Tusculanae disputationes* 5,97,1-4 (zwei positive Gegenbeispiele: Darios und Ptolemaios). Eine Aktualisierung könne durch eine Diskussion über heutige Lebensmittelverschwendung erfolgen. – Im Magazin Schwalb, P.: „Was niemals wa(h)r und immer ist?!“ Palaiphatos als Intermezzo der mythologischen Lektüre (52f.). Der Autor Palaiphatos (4. Jhd. v. Chr.) deutet den Mythos in seinen Unglaublichen Geschichten rationalistisch: So habe etwa Aktaion tatsächlich gelebt, sei aber nicht von seinen Hunden zerrissen worden; mit dieser Version wollten die Dichter lediglich vor Hybris warnen. In Wirklichkeit habe Aktaion es über der ständigen Jagd mit Hunden versäumt, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Das Aufgefressen-Werden sei somit metaphorisch zu verstehen. 45 solcher Mythen-Erklärungen sind erhalten, die eine oder andere ist mit ihrem

Perspektivwechsel als frischer Impuls für die Interpretation gewiss verwendbar.

Fazit: Die Beiträge dieses Bandes machen deutlich, wie sehr die Weltsicht Epikurs, sei es im übersetzten Original oder durch Cicero und Lukrez lateinisch vermittelt, noch heute für die Lernenden wichtige Anknüpfungspunkte und Anregungen zur Reflexion und Entwicklung der eigenen Weltsicht und eigener Handlungskonzepte bilden kann. Dabei sollten die spezifischen Entstehungsbedingungen und Intentionen der antiken Texte natürlich stets deutlich bleiben.

ROLAND GRANOBIS

Um das Thema „Graffiti“ geht es im **Heft 2/2021** der Zeitschrift **ANTIKE WELT**. Verantwortlich zeichnet die Heidelberger Archäologin Polly Lohmann, deren ertragreiche Dissertation unter dem Titel „Graffiti als Interaktionsform. Geritzte Inschriften in den Wohnhäusern Pompejis“ 2018 bei De Gruyter erschien (Freier Zugang unter: <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110574289/html>). R. Wachter publizierte 2019 den starken Tusculumband *Pompejanische Wandinschriften* (Rez. von P. Lohmann in *Sehpunkte*: <http://www.sehepunkte.de/2021/03/34207.html>) und wiederum bei De Gruyter erschien im März 2021 von F. Opdenhoff die Arbeit „Die Stadt als beschriebener Raum. Die Beispiele Pompeji und Herculaneum“ (Reihe *Materiale Textkulturen* Bd. 33, Open Access über <https://www.degruyter.com>). Die wissenschaftliche Betrachtung von Graffiti hat offensichtlich Konjunktur. Das Besondere an den fünf einschlägigen Artikeln in der Zeitschrift *Antike Welt* ist die Tatsache, dass die Autoren solche Funde in griechischen Städten in den Blick nehmen (und nicht in Pompeji). Um die Bedeutung von Graffiti als

Textgattung geht es bei P. Lohmann: Vom stupiden Gekritzel zum Trendthema – Antike und historische Graffiti als Forschungsgegenstand, 8-14. – A. Chaniotis: Momentaufnahmen aus Kleinasien. Graffiti und Alltag im spätantiken Aphrodisias, 15-18. – M. Zarmakoupi: Geritzte Bilder und Botschaften. Graffiti auf Delos im Zwiegespräch mit Bewohnern und Besuchern, 19-22. – N. Burkhardt: Im Licht der Menora. Jüdische Graffiti im Stadtraum des antiken Priene, 23-27. – M. Scholz: Objekte sprechen. Graffiti als Quellen der alltäglichen Kommunikation im Römischen Reich, 28-32. – Weitere Beiträge in diesem Heft: N. Cholidis, L. Martin: Tell Halaf Reloaded. Höhepunkte eines einzigartigen Forschungsprojektes, 33-37. – J. K. Zangenberg: Im, am und um das Tote Meer herum. Handel und Wandel in einer extremen Region, 49-59. – K. Ehling: Brot und Vögel. Zu Lebensstil, Reisekasse und Ernährung Jesu und der Jünger, 66-67. – Übrigens: im nächsten Heft der Antiken Welt geht es um Athleten.

„Die Samaritaner. Der unbekannt Teil Israels“ lautet das Titelthema der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel 2/2021** (übrigens die 100. Ausgabe dieser Zeitschrift seit 1996!) mit mehreren einschlägigen Artikeln. Lesenswert auch kleinere Berichte, z. B. über den Fund von nur wenige Zentimeter großen Statuetten mit roten, blauen und rosa Pigmenten, die man im Theater der antiken Stadt Myra (Südtürkei) gefunden hat (2), den Fund von purpurfarbenen Textilien weit in der Wüste Südisraels: Hinweise auf Handelsverbindungen, technologische Fähigkeiten und die Mode der Elite zu jener Zeit (3) oder den Fund von sechzehn 2000 Jahre alten Mumien mit goldenen Amuletten in Form von Zungen im Mund, damit sie im Jenseits mit Osiris, dem Herrn der Unterwelt und Richter über die Toten, sprechen konnten; die eigene organische Zunge

war wohl bei der Einbalsamierung entnommen worden (4). – Sehr beeindruckend ein doppelseitiges Foto eines Wandausschnitts im Herodion, der zwischen Jerusalem und Betlehem gelegenen Festung des Königs Herodes, wo er 15 v. Chr. den römischen General Marcus Agrippa empfing. Der Raum war dazu prachtvoll dekoriert worden mit einer Architektur aus falschem Marmor und Stuck; sechs Gemälde gaben die Illusion einer ägyptischen Landschaft wieder, die auf die Eroberungen des römischen Gastes anspielten. Überraschenderweise fanden die Kunsthistoriker menschliche und tierische Silhouetten in der Ausmalung, sehr ungewöhnlich angesichts des jüdischen Verbots der Darstellung von Lebewesen (60-61). – In der Rubrik Große Städte der Bibel stellt E. Villeneuve Alexandria als Stadt des Wissens vor, 68-71.

In der Zeitschrift **CIRCULARE, Heft 1-2021**, schreibt F. Maier über die *Commedia dell'Arte* – Hommage an Griechenland und Beitrag zum Dante-Jahr, 1-3. – R. Loidolt stellt Neue Hilfsskalen für die SRP vor; eine genaue Anleitung dazu wird auf der Seite <https://korrektur.srdp.at/> veröffentlicht, 3f. – W. J. Pietsch nimmt die Leserinnen und Leser an die Hand beim Gang durch das Museum auf dem Schloßberg und bietet Informationen über eine der bedeutendsten Personen, die dort zu Gast waren, den Humanisten Enea Silvio Piccolomini: *Varia Graeco-Latina Graecensia*. Zu vorhandenen und fehlenden Texten im neueröffneten Grazer Schloßberg-Museum. 2. Teil. Enea S. Piccolomini in Graz – ein Nachtrag, 5-8. – Amüsantes über Lateindorf, Lateinberg und Oberlatein von R. Glas: Geografisches Latein im Stowasser, in Österreich und im Arbeitszimmer, 9. – Archäologisches auf den nächsten Seiten: Pompeji: Spektakulärer Fund! Antike Imbissbude entdeckt – mit einer völlig bescheuerten Inschrift,

10f. – Neuer Fund in Pompeji: Leichen von zwei Männern entdeckt, 12. – L. Kogler, Knochen und Abwassergräben – Archäologische Funde in Innsbruck, 12f. – C. Seeburg, Gefesselt mit der Halsgeige (ein Fund vom mutmaßlichen Ort der Varusschlacht), 14-16. – Über Martha Jungwirt, die das Trojanische Pferd am Eisernen Vorhang der Wiener Staatsoper gestaltete, schreibt M. Horowitz, Krokodilin im Karpfenreich der Kunst, 16. – Einladung und Programm zur 7. Tagung zur Didaktik der alten Sprachen in Österreich am 2./3.7.2021 findet man S. 17f. Auf S. 23 die „elegie auf einen lateinlehrer“ von Jan Wagner, gefunden im Kölner Stadtanzeiger (Magazin) vom 04.01.2019.

Erschienen ist soeben das **Heft Nr. 22/2021** der Aachener Zeitschrift **Pro Lingua Latina** im Umfang von 210 Seiten, herausgegeben vom Verein zur Förderung der Lateinischen Sprache in Schule und Öffentlichkeit, redigiert und konzipiert vom unermüdlichen Hermann Krüssel mit einer Fülle von Beiträgen und Berichten von einem Dutzend Autoren. Von den Aktivitäten des Vereins im Coronajahr berichtet die Chronik 2020, 4f. – H. Krüssel legt erneut eine beeindruckende Sammlung von Chronogrammata zum Jahr 2021 vor, 6-13. – *De vi mortifera* überschrieben ist der reich illustrierte Aufsatz von H. Krüssel: Der Vater der Seuchenbeschreibung. Thukydides' Beschreibung der Seuche von Athen und seine Nachfolger Lukrez, Vergil und Ovid, 15-33. – Es folgt von H. Krüssel, *De curru Iunonis vel Norici*. Gesucht: Ein Kultwagen für Juno. Wie kamen die Auerochsen zur Prozession? Eine Spurensuche, 34-46. – H. Krüssel bleibt beim Thema Pandemie: *De dira lue cholera dicta*. Dass er niemals nüchtern zu den Kranken geht. Die Choleraepidemie in den Jahren 1831/2 in Preußen und Aachen, 47f., und wenn Sappho auf Horaz trifft. Lateinische Poesie

in Corona-Zeiten. Über Anna Elissa Radke, 49-51. – Themenwechsel: In Aachen ist Karl der Große präsent, aber nicht nur dort, siehe: Chr. Wurm, Junger Wein in alten Schläuchen. Die Persönlichkeit Karls des Großen bei Einhard und das ‚Paderborner Epos‘, 53-57. – H. Klinkhammer, Die Legende der Sitzbestattung Karls des Großen in der Aachener Marienkirche. Suchtopos und Geheime Offenbarung, 59-85. – Aachener Wege führen immer auch in den Aachener Dom: D. Detiège, Ein nahezu vergessenes Denkmal in Aachen. Spurensuche im Aachener Dom nach Peter von Beeck, 86-92. – H. Krüssel, „Freymütige Klage eines Aachener Krämers“. Als die Krämer 1804 den Umgang des Doms verlassen mussten, 93-120. – Schul- und unterrichtsbezogen sind die folgenden Artikel, beginnend H. Krüssel, *ridentem dicere verum*. Der junge Horaz als Satiriker, 121-131. – ders. Ein neues Bild von Maecenas. Bernard Andreae identifiziert zwei Marmorköpfe, 132-136. – ders. Erinnerung an die Barbarossamauer. Zwei Teams (Kl. 8d des Pius-Gymnasiums) drehen einen Film für ein Aachener Stadtjubiläum (sc. für den Bundeswettbewerb Fremdsprachen), 139f. – Der lateinische Filmtext der jugendlichen Reporter folgt in dem Beitrag: *De moenibus civitatum liberarum*. Von Sinn und Unsinn einer (Stadt-) Mauer, 141-149. – Einen spannenden Einblick in die Genese des Filmprojekts findet man in Kl. 9d: *In quattuor annis muro et moenibus civitatem munire*. Auf der Spurensuche nach einer mittelalterlichen Stadtmauer, 150, und Zum Hintergrund des Filmprojektes an der Barbarossamauer, 151-161. – Eine begriffliche Unterscheidung von Deszendenz und Evolution. Latein und romanische Sprachen gibt Chr. Wurm, 162f. – Auf die Spur eines lateinischen Gedichts von 35 Distichen machte sich H. Krüssel im Staatsarchiv Ludwigsburg und

hat darüber vieles zu berichten: Marie-Louise im Brautzug auf dem Weg zu Napoleon. Ein verarmter Jurist und Dichter hofft auf finanzielle Hilfe, 164-187, eingeschoben ein Beitrag über Ehrenpforten. De arcu honorabili, 168-176. – Mit zwei lateinischen Texten, Meilensteinen auf dem Weg zum modernen Format der Kurzdarstellungen, befasst sich Chr. Wurm: Im Auftrag des Kaisers. Die Breviarien des Eutrop und des Festus, 188-191. – Über die aufwendige digital inszenierte Preisverleihung Certamen Carolinum in Corona-Zeiten. Von Pandemie, bewußtem Leben und Nachahmung berichtet H. Krüssel, 193-196. – Zum Schluss des Heftes zwei respektable Wettbewerbsbeiträge von S. Gärtner, Das Leben nicht auf später verschieben. Kann Senecas Lehre uns aus den Zwängen der heutigen Gesellschaft befreien?, 197-205, und J. J. Platzbecker, Augustinus und das Drama der (Un-)Freiheit, 206-209. Auch diese 22. Ausgabe wird voll dem Titel der Zeitschrift und dem Namen des Vereins gerecht: Pro lingua Latina!

Das **HEFT 1/2021** der **Mitteilungen Latein und Griechisch in Baden-Württemberg** liegt vor. Angekündigt werden S. 3 Ort und Termin des nächsten DAV-Bundeskongresses: Würzburg vom 11. bis zum 14. April 2020 unter dem Motto Nähe in der Distanz: Latein und Griechisch 2.0; hingewiesen wird auf die Möglichkeit den Newsletter des DAV zu abonnieren (<https://www.altphilologenverband.de/>). – Zu lesen sind im Heft: Th. Baier, Die List in der Odyssee, 5-29, zwei umfangreiche Besprechungen, von H. Ullrich über: J. Christes, G. Garbugino: Lucilius, Satiren, 30-37, und F. Weitz über: H. Niedermayr: Lateinische Texte zum Islambild des Mittelalters, 37-38. – An einen bedeutenden Mitstreiter für die Sache der Alten Sprachen

erinnert P. Mommsen, In memoriam Günter Reinhardt (28.7.1944-25.1.2021), 39-42. – M. Illi-Schraivogel und J. A. Wohlgemuth geben einen Ausblick auf die XXX. Sommerakademie Alte Sprachen 2021 im Salem-Kolleg in Überlingen zum Thema Fest-Spiele in der Antike (vgl. <https://www.schule-bw.de/faecher-und-schularten/sprachen-und-literatur/latein/informationen-zum-fach/sommerakademie>).

Das **Heft 1/2021** der Online-Zeitschrift **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg**, (<http://lgbb.davbb.de>), beginnt mit der Vorstellung eines sehr umfangreichen Webportals zum Thema Fabeln von U. Gärtner, Fabula docet. Wer will schon saure Trauben? Grazer Repitorium antiker Fabeln (GRaF), 3-8 (vgl. <http://gams.uni-graz.at/context:graf>). – Auf den Seiten 10f. stellt sich Nina Mindt als Lehrstuhlvertretung Klassische Philologie an der Universität Potsdam vor. – Hartmut Loos verabschiedet sich S. 12f. nach vielen erfolgreichen Jahren als DAV-Bundesvorsitzender von seinem Team und allen, die ihn nach Kräften unterstützt haben, legt uns allerdings auch die Bewältigung einiger Aufgaben ans Herz, z. B. „unsere Fächer heißen Latein und Griechisch, nicht Übersetzung!“ – Es folgt die Ausschreibung des Wettbewerbs der Botschaft der Hellenischen Republik, 14-17. – Eine Sonderausstellung der Berliner Kunstbibliothek erinnert an den 300. Geburtstag des großen italienischen Meisters. Das Piranesi-Prinzip, 19. – Zwei fiktive Gespräche zu Themen der Gegenwart nach dem Vorbild antiker Dialoge steuert A. Fricke bei, Der Philosoph und sein Schüler, 20-24. – Neue Bücher stellt J. Rabl vor, 25-50.

JOSEF RABL

## Besprechungen

Schauer, M. (2016): *Der Gallische Krieg: Geschichte und Täuschung in Caesars Meisterwerk*. München, C. H. Beck, 271 S., EUR 19.95 (ISBN. 978-3-406-68743-3).

„Um es gleich eingangs zu sagen: Es handelt sich um ein ausgezeichnetes und empfehlenswertes Buch, das geeignet ist, dem Leser einen zwar nicht ganz neuen, aber doch großartigen und gelungenen Blick auf den Schriftsteller Caesar zu ermöglichen.“ (Schulz-Koppe, 2016, 181b)

„Zusammenfassend gesprochen ist Schauers Büchlein sehr anregend und gerade wegen des essayistischen, gefälligen Stils gut lesbar und lesenswert. Zwar bietet es nur teilweise Neues, doch gelingt es Schauer, zentrale Erkenntnisse moderner Caesarforschung auch für eine breite Leserschaft verständlich und interessant aufzubereiten und erfahrbar zu machen. Mit der sensiblen, tiefgehenden Werkanalyse und den individuellen Akzenten, die Schauer gesetzt hat, bietet das Werk aber auch einem Fachpublikum Inspirationen und Anlässe zum eigenen Weiterdenken.“ (Scherr 2016)

Wir könnten ohne Schwierigkeit viele andere Rezensionen anführen, die alle *in fine* das neue Caesar-Buch von Markus Schauer (S.), Ordinarius für Klassische Philologie/Latinistik an der Universität Bamberg, in höchsten Tönen loben. Auch wir werden uns vorbehaltlos der Meinung der Kollegen anschließen: Professor Schauer hat ein exzellentes Buch zum *Bellum Gallicum* verfasst, das wir mit großem Interesse gelesen haben. In unserer Rezension gehen wir kurz auf einige Kritikpunkte ein, um dann hauptsächlich die Hauptcharakteristika des Buches hervorzuheben. Zuerst jedoch eine Analyse der Monographie.

Im Vorwort (9-11) definiert S. unter anderem Ziel und Methode des Buches: Wann schreibt Caesar Geschichte, wann verschönt er, wann vergisst er, wann verschleiert er, wann verdreht

er, wann lügt er. Kurzum, wann werden aus Geschichte Geschichten: „Was man Caesar glauben darf und wo Zweifel angebracht sind, darauf versucht unser Buch eine Antwort zu geben.“ (10)

Die Methode ist philologisch orientiert: Im Zentrum steht der Text, die „eigene intensive Lektüre des Caesartextes“. (10-11)

Das Werk gliedert sich in zwei Teile: Der erste, kürzere (15-78) behandelt die historischen Voraussetzungen, die Caesar als Feldherren und Schriftsteller geprägt haben, „Will man dem politischen und literarischen Phänomen Caesar gerecht werden, [...] so ist zunächst von den Eigentümlichkeiten der gesellschaftlichen und politischen (und später auch der sozioliterarischen) Verhältnisse zu sprechen, in die Caesar hineingeboren wurde, [...] (18) – der zweite, längere, – „Nachrichten aus dem Norden – Caesars Commentarii“, S. 79-231 – analysiert und kommentiert Caesars Meisterwerk, die *C. Julii Caesaris Commentarii rerum gestarum. Bellum Gallicum* (jetzt: BG).

Im ersten Halbteil (85-162) werden folgende Themen behandelt:

**Gattung**, nach S. ist das BG ein „Zwitter zwischen historischer Monographie (*historia*), wie wir sie von Thukydides (4. Jahrhundert v. Chr.) oder Sallust (86–35 v. Chr.) kennen, und schlichtem Tatsachenbericht (*commentarius*)“ (95);

**Stil**, „Die antike Rhetorik kennt fünf Qualitätsmerkmale, die einen guten Stil ausmachen (*virtutes dicendi*), eine davon ist eben der Redeschmuck (*ornatus*), auf den Caesar verzichtet hat. Doch die anderen Qualitäten eines guten Stils erfüllt er vollkommen: korrektes Latein (*Latinitas*), Klarheit im

Ausdruck (*perspicuitas*), gebotene Kürze (*brevitas*), eine dem Inhalt angemessene Darstellung (*aptum*).“ (109-110);

**Erzählstrategien**, unter anderem der berühmte Kunstgriff des Er-Erzählers (119-121).

Das zweite Halbtel, „Die Erfindung der Geschichte“ (162-231) ausgehend von Michel Rambauds bekannter Studie, *L'art de la déformation historique dans les Commentaires de César*, Paris: Les Belles Lettres 1953<sup>1</sup>, 1966<sup>2</sup>, untersucht die Manipulationstechniken im *BG*. Zuerst definiert S., was man unter Manipulation im *BG* zu verstehen hat, nämlich eine persönliche Darstellung und Deutung des Krieges in Gallien, die den Imperator Caesar immer im günstigsten Licht erscheinen lassen, eine propagandistische Darstellung also, die sich aber als solche nie zu erkennen gibt (166). Diese Manipulationstechniken werden dann in drei Bereichen analysiert:

**Raum** (172-179) – Die *Gallia tripartita* als Caesars Erfindung, die sowohl eine militärische Strategie wie ein politisches Programm festlegt;<sup>1</sup>

**Figuren**, i.e. Caesars Soldaten, Caesars Feinde (179-209);

**Handlung** (209-231), – Der Anfang mit dem Zug der Helvetier als Legitimation des Krieges, die *finis Galliae* im VII. Buch mit der Niederlage des Vercingetorix bei Alesia.

Das letzte Kapitel, „Fazit“ (235-242) zieht Bilanz: Welches Ziel verfolgte Caesar mit seinem originellen Werk, eine Historie, in der sich unentwerrbar Geschichte und Geschichten vermischen (235). Nach S. ging es dem Julier hauptsächlich um Selbstinszenierung und Selbsterfindung (235): Er wollte sich als überragender Feldherr darstellen, mit allen Tugenden – *consilium*, *celeritas*, *fortitudo*, *auctoritas* und *fortuna* – reichlich ausgestattet (236-238), dem großen politischen Gegner Pompeius wenigstens ebenbürtig. Diese „*Commentarii* sollten [...] dazu beitragen, daß der Gallische Krieg die

Öffentlichkeit erhielt, die Caesar brauchte, um sich gegen seine politischen Gegner in Rom in Position zu bringen.“ (241)

Verschiedene Anhänge schließen die Monographie: Zusammenfassung der Bücher I-VIII (243-245), Anmerkungen (246-250), Literaturverzeichnis (251-261), Register der Namen und geografischen Begriffe (262-265), Stellenindex (266-268), Zeittafel (269-271).

In unserer Wertung wollen wir auf drei Kritikpunkte eingehen.

Sehr problematisch haben wir die Form der Endnoten im Anhang gefunden, die sich als kurze, nicht nummerierte, oft bibliographische Angaben mit Hinweis auf die entsprechende Kapitel-Seite im Text präsentieren. Hier wurde, wohl seitens des Verlags, einer vermeintlichen Wirtschaftlichkeit den Vorrang über gute wissenschaftliche Praxis gegeben. Wir sind der Meinung, dass immer noch zu einem guten wissenschaftlichen Buch traditionelle Fuß- oder, eventuell, Endnoten gehören.<sup>2</sup>

In der Analyse der Manipulationstechniken wird der Kampf in Gergovia leider nur kurz gestreift (224-225). Diese Episode hätte sicherlich eine eingehendere Analyse verdient gehabt, da Caesar vor Gergovia eine Niederlage erlitten hatte,<sup>3</sup> die er in seinem Bericht wenn nicht vertuschen, doch wenigstens durch den Einsatz von Manipulationstechniken verschönern muss: Ausgefeilte *Exkurse* – die Teutomatus-Episode, (*BG* VII 46,5), die Marcus Petronius/Lucius Fabius-Episode (*BG* VII 50, 3-6) [...] – unterbrechen fortwährend die Erzählung und lenken den Leserinnen und Leser vom eigentlichen Geschehen ab,<sup>5</sup> das Wort Niederlage (*clades*) fehlt wohl in Caesars Wortschatz und wird durch Umschreibungen, Euphemismen, wie (*Romani simul et cursu et spatio pugnae defatigati non facile recentes atque integros sustinebant*. (*BG*

VII 48, 4, Text BTL),<sup>6</sup> *Nostris, cum undique premerentur, XLVI centurionibus amissis deieci sunt loco.* (BG VII 51, 1, Text BTL)<sup>7</sup> ersetzt; Fazit: Caesar hat sein Schlachtziel erreicht, die Einnahme des Lagers der Gallier vor Gergovia,<sup>8</sup> und wenn nicht alles nach Plan verlief, so war das die Schuld des ungünstigen Geländes, der *iniquitas loci* (BG VII 52, 2), und der *militis*, die den Befehlen des *imperatoris* nicht gehorcht hatten. *Postero die Caesar contione advocata temeritatem cupiditatemque militum reprehendit [...]* (BG VII 52, 1, Text BTL).<sup>9</sup>

Die Massenmord-Thematik wird leider auch nur am Rande berührt (197-198), behandelt die *perfidia* und *simulatio* der Usipeter und Tenkterer, die Caesar mit einem grausamen Völkermord bestraft (BG IV 14, 3 -15, 3),<sup>10</sup> S. 240-241 berichten über die *mutilatio* von Uxellodunum (BG VIII 44, 1): Allen Einwohnern, die die Waffen gegen die Römer erhoben hatten, wird zur Abschreckung die Hand abgeschlagen.<sup>11</sup>

Massenmorde und Grausamkeiten sind jedoch keine Seltenheit im BG: Wir hatten nach L.-A. Constans (Caesar & Constans 1929, XXVII) eine Liste von wenigstens 7 derartiger Begebenheiten aufgestellt (Reisdoerfer 2007, 63-68). Im Bereich der speziellen und allgemeinen Genozid-Forschung wurde in den letzten Jahren viel gearbeitet und publiziert. Eine rezente Monographie von Nathalie Barrandon (2018) behandelt die römischen Massaker im Zeitalter der Republik; Nico Roymans hat 2018 eine Studie über den Genozid der Usipeter und Tenkterer verfasst. Derartige Fallstudien können sich heute auf allgemeine Arbeiten wie Purifier et détruire 2005<sup>1</sup>, 2017<sup>3</sup> von Jacques Sémelin oder das Oxford Handbook of Genocide Studies 2010 stützen.

Diese Kritiken, eher Verbesserungsvorschläge, mindern jedoch nicht die Qualität des

Buches. S.s Monographie liefert eine vollständige Einführung in das Hauptwerk Caesars. Alle wichtigen Themen werden behandelt: geschichtliches und literarisches Umfeld, Stil der *Commentarii*, Erzählstrategien, und, das wichtigste, Manipulationsstrategien.

Die hervorstechende Qualität des Buches liegt jedoch in der Form, in der klaren, eleganten, ausbalancierten Sprache, in den griffigen Formulierungen – „Aus dem Lot – Republik zwischen Revolution und Reformstau“ (33), „Caesar erfocht seine militärischen Erfolge zwar mit dem Schwert, doch verteidigte er sie politisch mit der Feder“ (17), – und in den Erklärungsstrategien, durch die es dem Autor immer wieder gelingt, abstrakte, komplizierte Sachverhalte klar und konkret darzulegen.<sup>12</sup>

Das Buch S.s hat in Deutschland verdienstermaßen eine breite Leserschaft gefunden. Eine englische Version würde das Leserpublikum ausweiten und internationalisieren.<sup>13</sup> Wir hoffen aber auch auf eine Übersetzung ins Französische, wurden doch gerade die frankophonen Länder, Belgien, Frankreich und die frankoromanische Schweiz durch Caesars Eroberungskrieg in Gallien entscheidend geprägt.

#### Literatur:

- Barrandon, N. (2018) : Les massacres de la République romaine, Paris.
- Bloxham, D./ Moses, A. D. (2013): The Oxford Handbook of Genocide Studies, Oxford/ New York.
- Constans, L. A. (Ed.) (1929): Caesar, Gaius Julius. Guerre des Gaules, Classiques Hachette, Paris.
- Hering, W. (Ed.) (1978, reprint 2014): Iulii Caesaris commentarii rerum gestarum, Leipzig.
- Schönberger, O. (Ed.) (2013<sup>4</sup>): Der Gallische Krieg. Lateinisch – Deutsch, Sammlung Tusculum, Berlin.
- Cancik, H., et al. Der Neue Pauly 1996-2003. Enzyklopädie der Antike, Stuttgart.
- Choitz, T. (2011): „Caesars Darstellung der Schlacht von Gergovia.“ Gymnasium 118, 2, S. 135-155.

Goudineau, Ch. (1990, 2000 éd. revue) : César et la Gaule, Paris.

Jacobs, J. (2017): „Rec. Schauer. M. Der Gallische Krieg...“. Classical Journal-ONLINE, [https://cj.camws.org/sites/default/files/reviews/2017.05.01%20Jacobs%20on%20Schauer.pdf].

Le Bohec, Y. (2001, 2015) : César, chef de guerre. César stratège et tacticien, Paris.

Rambaud, M. (1966) : 2e tirage revu et augmenté. L'art de la déformation historique dans les commentaires de César, Paris.

Reisdoerfer, J. (2007) : „... non aetate confectis, non mulieribus, non infantibus pepercerunt: Étude sur le massacre d' Avaricum (BG VII 28)“, Göttinger Forum für Altertumswissenschaft 10, S. 59-80, [https://gfa.gbv.de/dr.gfa,010,2007,a,05.pdf].

Roymans, N. (2018): „A Roman massacre in the far north. Caesar's annihilation of the Tencteri and Usipetes in the Dutch river area“, Conflict archaeology: Materialities of collective violence in late prehistoric and early historic Europe, Fernández-Götz, M. / Nico Roymans, N. (Ed.), London / New York, S. 167-181.

Scherr, J. (2016): „Rezension zu: Schauer, Markus: Der Gallische Krieg. Geschichte und Täuschung in Caesars Meisterwerk.“ In: H-Soz-Kult, München, [www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-24194] [17.10.2016].

Schulz-Koppe, H.-J. (2016): „Rec. Scheuer. M. Der Gallische Krieg...“ FC 3, 181b-184b, [https://doi.org/10.11588/fc.2016.3.36342] [18.06.2021].

Sémelin, J. (2005<sup>1</sup>, 2017<sup>3</sup>): Purifier et détruire. Usages politiques des massacres et génocides. Paris. Traduction anglaise (2007): Purify and Destroy. The Political Uses of Massacres and Genocides, New York / London. Traduction allemande (2007): Säubern und Vernichten. Die politische Dimension von Massakern und Völkermorden, Hamburg.

#### Anmerkungen:

1) Dem prestigeträchtigen Asien-Projekt des Pompeius stellte er ostentativ sein Gegenprojekt Gallien gegenüber. *Gallia* als erstes Wort ist damit nicht nur ruhmvoller Zitiertitel, sondern ein militärisches Programm, das zugleich ein politisches ist: Denn ein Sieger von ganz Gallien ist dem großen Pompeius zumindest ebenbürtig. Caesars Position gegenüber Pompeius ist damit erheblich politisch gestärkt, das angestrebte

erneute Konsulat in greifbarer Nähe (175).

2) In dieselbe Kategorie gehört wohl auch das von (Schulz-Koppe 2016, 184a) schon monierte Fehlen von Lateinzitaten aus dem BG im Buch.

3) Zu Gergovia, (DNP 4, 954b); zur Schlacht bei Gergovia, cf. zB. (Goudineau 2000, 301-303; Le Bohec 2015, 260-264); zur Analyse der Schlacht bei Gergovia, cf. (Choitz 2011); zur Niederlage, (Choitz 2011, 155): „Der Feldherr Caesar hatte bei Gergovia eine schwere Niederlage erlitten, die wohl *ducis vitio* zustande kam;“.

4) Zur Marcus Petronius / Lucius Fabius-Episode, (Choitz 2011, 142-143).

5) Cf. (Choitz 2011, 143): „Mit verschiedensten Mitteln wird hier also von Caesar der Tod der beiden Centurionen – mit einer Steigerung hin zum Heldentod des Petronius – herausgestellt und so das Interesse des Lesers in besonderer Weise darauf fokussiert.“

6) auch waren (Römer) vom Lauf und der langen Dauer des Gefechtes mitgenommen und konnten dem frischen und ausgeruhten Gegner nicht so recht standhalten. (Übersetzung Schönberger, S. 372)

7) So wurden die Unseren von allen Seiten bedrängt und bei Verlust von sechsundvierzig Zenturionen von ihrer Stellung vertrieben. (Übersetzung nach Schönberger, S. 374); zum Niederlage-Satz, cf. (Choitz 2011, 143-144).

8) Cf. (Choitz 2011, 147): „Als Ziel seines Angriffs bezeichnet Caesar dabei implizit nicht die Erstürmung der Stadt selbst, sondern lediglich die Eroberung einiger Lager vor der Stadt, – so dass sich die Bewertung aufdrängt, die ‚Niederlage‘ habe keinen maßgeblichen Einfluss auf die römischen Pläne gehabt.“

9) Tags darauf berief Caesar eine Heeresversammlung und tadelte das blinde Ungestüm der Soldaten [...] (Übersetzung Schönberger, S. 376); zur Interpretation (Choitz 2011, 148-150).

10) Cf. (Reisdoerfer 2007, 66-67).

11) Im BG VIII 44, 1 sq. entschuldigt Hirtius umständlich den grausamen Befehl Caesars (S. S. 240); S. S. 241 ist der Meinung, dass Caesar, hätte er selbst das VIII. Buch des BG verfasst und nicht Hirtius, sich nie zu einer derartigen Entschuldigung herabgelassen hätte. In unserem Aufsatz zum Avaricum-Massaker 2007, 74, hatten wir eine ähnliche umständliche Entschuldigung ausgemacht, so dass die Interpretation von S. uns anfechtbar scheint.

- 12) Cf. zB. das abstrakte, einführende Mommsenzi-  
tat, S. 15, in dem von *Linien* in dem staatlichen  
Leben der Nationen gesprochen wird, die Caesar  
gezogen hat; diese *Linien* werden geschickt von  
S. mit der Romanisierung Westeuropas, der  
Vorbereitung des römischen Kaiserreiches, das  
später in das Heilige Römische Reich Deutscher  
Nation mündete, konkretisiert.
- 13) Zu rezenten Monographien über das *BG* im  
englischsprachigen Raum, cf. Jakobs in *Classical  
Journal-ONLINE* [01.05.2017].

JOSEPH REISDOERFER

Berger, J.-D. / Fontaine, J. / Lebrecht Schmidt, P.  
(Hrsg.) (2020): *Handbuch der lateinischen Lite-  
ratur der Antike Sechster Band: Die Literatur im  
Zeitalter des Theodosius (374-430 n. Chr.), Erster  
Teil: Fachprosa, Dichtung, Kunstprosa, München,  
C.H. Beck, 696 S., EUR 148,- (ISBN 978-3-406-  
34687-3).*

Berger, J.-D. / Fontaine, J. / Lebrecht Schmidt, P.  
(Hrsg.) (2020): *Handbuch der lateinischen Lite-  
ratur der Antike Sechster Band: Die Literatur im  
Zeitalter des Theodosius (374-430 n. Chr.), Zwei-  
ter Teil: Christliche Prosa, München, C.H. Beck,  
1005 S., EUR 178,- (ISBN 978-3-406-75096-0).*

Epochen die Namen der sie gestaltenden,  
meist politischen Akteure zu geben, ist eine  
bewährte Tradition, denkt man etwa an das  
augusteische, napoleonische oder wilhelminische  
Zeitalter. So geschah es auch auf Vorschlag Jac-  
ques Fontaines (F.) mit der Zeitspanne, die der  
sechste Band des Handbuchs der lateinischen  
Literatur der Antike umfasst: Das Zeitalter des  
Theodosius, des Kaisers, der als letzter die Einheit  
von West- und Ostrom und das Christentum als  
römische Staatsreligion verwirklichte, eine Ära,  
die eine Erneuerung der Kultur und eine Blüte  
der Literatur in der politisch turbulenten Zeit  
des Machtverfalls hervorbrachte. Der Benutzer  
sollte sich aber im Klaren sein, dass ihre Epo-  
chengrenzen fast zwei Generationen über die

Regentschaft des Kaisers von der Übernahme des  
Mailänder Bischofsamtes durch Ambrosius (374)  
bis zum Tod des Augustinus (430) ausgedehnt  
werden. Die Rechtfertigung für diese Eckdaten  
liefert die Einleitung zum ersten Band, (1-31),  
indem ihr Verfasser F. Ambrosius und Augusti-  
nus als die „bedeutendsten Schriftsteller dieser  
Zeit“ (1) bezeichnet. Die Blütezeit der Literatur,  
der christlichen wie der paganen, habe sich  
nämlich „unter der von Theodosius begründeten  
Dynastie“ noch bis weit ins 5. Jh. fortgesetzt.

Ihre Autoren und anonymen Werke werden in  
290 Paragraphen (122+168) einzeln abgehandelt.  
36 systematisierende Kapitel in beiden Teilbän-  
den runden diesen detaillierten Überblick sinn-  
voll ab. Von der Einteilung in die beiden Bände  
abgesehen, sind die Artikel in die Rubriken  
Fachschriftsteller, Poesie, Kunstprosa und  
christliche Prosa, diese spezifiziert nach geogra-  
fischen Gesichtspunkten, gegliedert. Innerhalb  
derer erfolgt die Darstellung in den Kategorien:  
Biographie, Werk, Bedeutung sowie Tradition  
und Rezeption/Wirkungsgeschichte. Jede dieser  
Kategorien ist mit einem eigenen, umfangreichen  
Literaturverzeichnis versehen. Auf diese Weise  
ist ein monumentales Nachschlagewerk entstan-  
den, das nicht nur ein eindrucksvolles Zeugnis  
von der immensen Belesenheit und bewun-  
dernswerten Sachkunde seiner Herausgeber und  
Mitarbeiter ablegt, sondern ebenso durch seine  
akribische Exaktheit, sprachliche Präzision und  
organisatorische Klarheit besticht. Insofern ist  
es ohne Weiteres in der Lage, das fundamentale  
Lexikon von Schanz-Hosius-Krüger aus den 20er  
und 30er Jahren des letzten Jhdts. abzulösen, wie  
es auch der Klappentext offeriert.

Allerdings scheinen die schwierigen Umstände  
während der langen Zeit von der Planung bis zur  
Publikation des sechsten Bandes (vgl. XIV-XVII)  
dazu geführt zu haben, dass die Übersicht über

die Literatur in den Literaturverzeichnissen nicht immer bis zum Erscheinungsjahr fortgeführt wurde. Denn der Rez. vermisst beispielsweise die aus dem Projekt der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste: „Kleine und fragmentarische Historiker der Spätantike“ (<http://www.awk.nrw.de/forschung/forschungsvorhaben-im-akademienprogramm/historiker-der-spaetantike.html>) hervorgegangenen Veröffentlichungen, die Edition des Josephus Latinus von Bader, B. (2019), Stuttgart („Eine moderne krit. Ed. fehlt“, 561), Schlange-Schöningh, H. (2018): Hieronymus. Eine historische Biografie, Darmstadt. und Beriger, A., Ehlers, W.-W., Fieger, M. (2018): Vulgata, Berlin/Boston. Dem Benutzer des sechsten Bandes des Handbuchs der lateinischen Literatur der Spätantike wäre also anzuraten, bei Bedarf selbständig nach ergänzender, aktueller Literatur ab etwa dem Jahr 2016 zu suchen.

MICHAEL WISSEMANN

Bleckmann, B./Groß, J. (2018): *Eutropius Breviarium ab urbe condita. Kleine und fragmentarische Historiker der Spätantike, B 3, Schöningh, Paderborn, 324 S., EUR 99,- (ISBN: 978-3-506-78916-7)*.

Bruno Bleckmann (B.), Ordinarius für Alte Geschichte an der Heinrich Heine Universität Düsseldorf, und Jonathan Groß (G.), ehemaliger wissenschaftlicher Mitarbeiter am dortigen Institut für Klassische Philologie, zeichnen verantwortlich für die Herausgabe, Übersetzung und Kommentierung von Eutrops rund tausend Jahre umfassendem Kurzabriss der römischen Geschichte von 753 v. Chr. bis zur Regierungszeit Jovians 364 n. Chr. Publiziert wurde das Werk 369/70 n. Chr., gewidmet ist es dem Auftraggeber Kaiser Valens. Die Bücher 1-6 umfassen die Zeit der Republik, 7-10 die Kaiserzeit. Das hochin-

formative Vorwort aus der Feder B.s versucht zunächst unter Einbezug der Forschungsliteratur eine Rekonstruktion der mit großen Unsicherheiten behafteten Laufbahn Eutrops. Fazit: „Das Geschichtswerk stammte aus der Feder eines hochrangigen Bürokraten und sprachlich versierten Experten am Hofe des Valens, der aus welchen Gründen auch immer Teilnehmer der Persienexpedition Julians gewesen ist, aber unter den Folgekaisern weiter Karriere gemacht haben dürfte. Seine Stellung als Mitglied einer Elite von Hoffunktionären ermöglichte es ihm, das Reich in seiner Gesamtheit in den Blick zu nehmen.“ (6f.) Eutrops exemplarische Auffassung von Geschichte sei der pädagogische Versuch, Parvenus wie Valentinian und Valens auf einen angemessenen Umgang mit den höfischen Würdenträgern und zugleich auf deren Idealanforderungen an den Herrscher zu verpflichten – in der Innenpolitik auf *civilitas*, ‚Bürgersinn‘ (auch *clementia, comitas, moderatio*), in der Außenpolitik auf die Demonstration imperialer Stärke. Letztlich luge die Prinzipatsideologie des *primus inter pares* hervor: Beide Ideale seien bereits in der frühkaiserzeitlichen Geschichtsschreibung die Norm gewesen. *Severitas* gegenüber den Soldaten gilt Eutrop als weiteres Qualitätskriterium für gute römische Kaiser, zu erklären aus der schwer aufrechtzuerhaltenden Heeresdisziplin für Kaiser des 3./4. Jhs. B. destilliert weitere Vorstellungen Eutrops heraus, etwa das Staatsideal, wonach Freunde des Kaisers mit Wohltaten und Ehren überhäuft werden sollten. Der Breviator stelle die Normen kaiserlichen Verhaltens als konstant über die Jahrhunderte hinweg hin und nehme kaum Veränderungen wahr – weder die Verwandlung von senatorischer Aristokratie entstammenden Freunden des Kaisers hin zu einer Elite ziviler Funktionäre noch die Barbarisierung der römischen Armee. Für Eutrop gäbe es keinen

Bruch zwischen Republik und Kaiserzeit: Die *nobiles* der mittleren Republik unterschieden sich kaum von spätantiken Kaisern. Dieses „homogene Geschichtskontinuum“ (13) zeige sich auch darin, dass Vokabular aus dem öffentlichen Leben der Republik für spätantike Phänomene verwandt werde (*nobilis, senatūs auctoritas, homo novus*). Zudem gebrauche Eutrop den Vergleich mit der späten Republik zur Kritik an aktuellen Zuständen und projiziere in anachronistischer Weise spätantike Verwaltungsgeographie auf die Republik zurück und vice versa. Seine Orientierung an der Vergangenheit lasse ihn an die Wiederholbarkeit früherer Erfolgsrezepte glauben. Eutrop war kein Christ – er ignoriert die neuen religiösen Gegebenheiten völlig. Sein Vorwurf des allzu großen Verfolgungseifers Julians gegen die Christen sei wohl aus taktischen Gründen erfolgt, weil Eutrop bei der Toleranz- bzw. prochristlichen Politik der neuen valentinianischen Dynastie keinen Anstoß habe erregen wollen. Eutrops Stimme hatte in historiographischem Kontext Autorität und Gewicht; bis heute präge er das Bild der geschichtlichen Entwicklungen des 3./4. Jhs. Im Anschluss skizziert G. die handschriftliche Überlieferung und die griechischen Übersetzer Eutrops, v. a. Paianios, wohl ein Sophist aus Antiochia, dessen Übersetzung bereits 379 n. Chr. entstand, zehn Jahre nach Eutrops Werk. Auf Bemerkungen zur Textkonstitution, zur Anlage des kritischen Apparats und zur Übersetzung folgt ebendiese. Der Kommentarteil verzichtet auf eine historische Kommentierung der Passagen zur Republik und zum frühen Prinzipat (Buch 1-8), bietet diese aber durchgehend für das 9. und 10. Buch, entsprechend des vom Projekt der ‚Kleinen und fragmentarischen Historiker der Spätantike‘ illustrierten Zeitraums. Diese sehr gediegene und mit großer Sorgfalt verfasste Ausgabe glänzt auch durch ihre ästhetische

Gestaltung mit transparentem Schutzleinband und Lesebändchen.

MICHAEL LOBE

Renker, A. (2021): *Streit um Vergil. Eine poetologische Lektüre der Eklogen Giovanni del Virgilio und Dante Alighieris*. Steiner Verlag, Stuttgart, 348 S., EUR 57,00 (ISBN 978- 3- 515- 12817-9).

Andrea Renkers (R.) Dissertationsschrift von 2018 untersucht vier lateinische Versepisteln, die von 1319 bis 1321 der Bologneser Grammatiker Giovanni del Virgilio und der florentinische Dichter Dante Alighieri über ihr Verständnis von Dichtung austauschten. Der erste Brief del Virgilio ist ein hexametrisches Gedicht, das vor dem Hintergrund horazischer Regelpoetik Kritik an Dantes volkssprachlicher *Commedia* übt. Höchst originell ist der Antwortbrief Dantes, der in der Form eines vergilisch-bukolischen Gedichts verfasst ist und den Verfasser als Hirten Tityrus, del Virgilio als Hirten Mopsus auftreten lässt. Del Virgilio greift dies in seinem Antwortbrief auf, sodass die Episteln 2 bis 4 in vergilisch-bukolischem Code verfasst sind. R.s Studie hat die Beschreibung des unterschiedlichen Dichtungsverständnisses beider und ihres jeweiligen Begriffs von Dichter und seiner Rolle zum Ziel. Bei der Darstellung der Überlieferungsgeschichte referiert R. die inzwischen widerlegte Forschungsthese von einer Fälschung des Briefwechsels durch Boccaccio (deren Intention eine humanistische Ehrenrettung Dantes ex post hätte gewesen sein können) und geht für ihre Arbeit von der Authentizität der bukolischen Korrespondenz aus. Dantes Briefekloge sei Auslöser für die Wiederaufnahme der bukolischen Gattung im Trecento gewesen – etwa Boccaccios Eklogensammlung *Bucolicum Carmen* und Petrarcas gleichnamiges Gedichtkorpus. Gleichwohl erscheint die *editio princeps* erst 1788 in Verona.

Lehrreich ist die belesene Darstellung des Forschungsstandes: Nach biographistischen Lektüren von Dantes bukolischen Briefen wurden sie zunächst als Reflex auf seine Exilsituation mit Armut, Einsamkeit und Sehnsucht nach Anerkennung als Dichter gelesen, später auch als Datierungshilfen für die Frage der Abfassungszeit des *Paradiso* herangezogen; ab den 1960er Jahren ging die Tendenz zu einer rhetorisch und poetologisch ausgerichteten Lektüre, die darlegte, dass Dantes Nutzung der Bukolik als Gattung des *stilus humilis* eine programmatische Absage an das episch-erhabene Stilideal des Gelehrten del Virgilio sei. Die Untersuchung biblisch-religiöser Reminiszenzen erweise Dante als Dichtertheologen, del Virgilio als Dichterphilologen. Zwei zentrale Motive beschäftigen die Forschung: *decem vascula* und *ovis gratissima*. Sind die zehn Milchfässchen (*decem vascula*) als Allegorie für Dantes Dichtung in der Tradition Vergils (zehn Eklogen) zu sehen oder stehen sie für die zehn Gesänge des *Paradiso*? Die *ovis gratissima* ist des Tityrus liebstes Schaf, von dem er die zehn Fläschchen melken will. Der große Dichterphilologe Giovanni Pascoli (1855-1912) etwa deutet die zehn Milchfässchen als die zehn ersten Gesänge des *Paradiso*; Tityrus'/Dantes Schaf sei Symbol für die niedere *volgare*-Dichtung im Kontrast zur erhabenen lateinischen Dichtung, für die die Rinderherde des Mopsus/del Virgilios stehe. R. formuliert die These ihrer Arbeit: „Die Bukolik ist somit [...] für Dante alles andere als eine Abkehr von der *Commedia*-Poetik, wie Combs-Schilling (2015) behauptet, sondern vielmehr eine Bestätigung und Verteidigung dieser theologischen Poetik gegenüber den frühhumanistischen Bestrebungen des Grammatikers Giovanni del Virgilio.“ (26). Entsprechend der Vierzahl des Briefwechsels widmet R. jeder Versepistel ein Kapitel (II-V), bevor sie zur

Schlussbetrachtung (VI) kommt. In der 1. Epistel ohne bukolischen Charakter sucht del Virgilio Dante von der volkssprachlich-komischen Dichtung abzubringen und zu lateinisch-epischer Dichtung zu motivieren – nach dem Modell epigonaler *imitatio* in der Manier eines *poeta doctus*. Dabei stellt del Virgilio Bologna als Hochburg der Gelehrsamkeit dar, lockt Dante mit einer Dichterkrönung und dem Angebot der Berufung an die Universität als neuer Vergil, wenn er nur der niederen Dichtung entsage. Dabei erweist sich del Virgilios poetologische Auffassung zugleich als soziale und moralische Kategorie, wenn er den erhabenen Stil mit der gelehrten Elite als erhabenen Hütern einer Wissens- und Wertekultur, den niederen Stil dagegen mit der ungebildeten Masse gleichsetzt. Die 2. Epistel mit Dantes Antwort im bukolischem Rahmen einer Kommunikation zweier Hirten macht deutlich, dass er den Dichterlorbeer für seine Komödie anstrebt und das gelehrte lateinische Dichtungsideal sowie Bologna ablehnt. Dazu führt er den *recusatio*-Topos der sechsten Ekloge Vergils ins Feld. Dante übertrifft del Virgilios Brief in poetischer Qualität und Virtuosität der Imitation Vergils. Seine kühne Kombination aus niederer Bukolik und erhabener Briefliteratur ist eine implizite Absage an die Regelpoetik, wie sie del Virgilio postuliert. Das Alter Ego Dantes, Tityrus, ist gelehrt, Mopsus erscheint als erhabener Dichter, der Hirte Melibeus als naiv und ungebildet, ist aber dem Gelehrten Tityrus in Liebe verbunden; diese Figurenkonstellation sei eine Replik auf del Virgilios verächtliches Herabblicken auf das *volgus profanum*. Die tatsächliche Bedeutung sei jedoch erst aus dem „moraltheologischen Gefüge“ (308) von Dantes Werken zu eruieren: Dante fasse die vierte Ekloge als Prophetie der Monarchie des Augustus auf, die für ihn ein obschon vorchristlicher, gleichwohl

irdischer Idealstaat sei, in dem göttliche Gerechtigkeit bereits auf Erden verwirklicht sei. Die Selbstinszenierung Dantes als Tityrus sei als typologische Konstellation aufzufassen: Der Tityrus/Vergil der ersten vergilischen Ekloge ist als Präfiguration des christlichen Dichters Dante zu verstehen, der aber im Unterschied zu seinem augusteischen Pendant im Exil leben muss. Das impliziere, dass es keinen Kaiser gibt, der Tityrus/Dante ein Leben in Frieden ermögliche; zugleich sei das eine Kritik Dantes an Gesellschaft und Politik seiner Zeit, auf die sich seine Ablehnung von del Virgilios antikisierend-panegyrischer Verherrlichung eines zeitgenössischen Herrschers gründet: Das Epos ist für Dante kein adäquates poetisches Medium mehr. Indem Dante sich und del Virgilio als Hirten darstellt, erklärt er ihre niedere Konstitution als irdische Dichter; er lehnt damit del Virgilios Inszenierung seiner Person als episch-triumphalen Dux ab. Dante entlarvt del Virgilios antikisierende Poetik als falsches Ideal, während er sich als christlicher *vates* in Vergilnachsfolge und von göttlicher Gnade inspiriert versteht. In der 3. Epistel lobt del Virgilio den bukolischen Brief Dantes als vergilisch, fordert ihn aber wieder auf, sich der erhaben-epischen Gattung zuzuwenden. In Anlehnung an Vergils zweite Ekloge entwirft er Bologna als Arkadien, als Sehnsuchtsland für Tityrus/Dante. Persuasiv gebraucht er die Stilhierarchie zwischen niederer Bukolik und erhabener Epik, um auf den Statusunterschied zwischen sich und Dante als erhofftem Meister und Lehrer hinzuweisen. In der 4. Epistel weist Dante dem himmlischen Makrokosmos den *stilus gravis* des Epos zu, dem bukolischen Mikrokosmos den *stilus humilis*, um zu verdeutlichen, dass der epische Stil dem Göttlichen vorbehalten sei und unmöglich auf zeitgenössisch-menschliche Herrscher angewendet werden könne. Aufschluss-

reich ist auch der Wechsel des fiktiven Personals und Ortes im 4. Brief. Tityrus und sein gelehrter Gefährte Alpheus halten sich auf den fruchtbaren Weiden des sizilischen Pelorus auf, Mopsus am kargen Fels des Ätna, wo Polyphem und andere Kyklopen hausen. „Dante macht Giovanni arkadisches Bologna zur sizilischen Kyklophenhöhle Bologna. [...] Dante parodiert Giovanni Werbung, indem er dessen Ort auf diese Weise als eigentlich feindselige Umgebung stilisiert. Dante zeigt Bologna in der Hand einer tyrannischen Politik, deren Machthaber nicht für Gerechtigkeit und Frieden, sondern für Gewalt und Unterdrückung sorgen.“ (312) Zudem setzt Dante Mopsus' Liebeswerben an Tityrus/Dante mit dem Lied des Polyphem gleich, der aus Liebe zu der Nymphe Galatea um diese warb, um dann ihren Liebhaber Acis auf grausame Weise umzubringen. Dante „äußert so die Befürchtung, dass ihn dies an Giovanni Ort erwarte.“ (313). Stattdessen zeichnet Dante ein Bild christlich-reiner Freundesliebe zu Alpheus (*caritas*) an amönem Ort im Einklang mit der göttlichen Ordnung. Der Autorin ist eine hochspannende Studie über eine besonders reizvolle Form der Vergilrezeption gelungen. Sie macht in souveränem Zugriff Transformation und Weiterleben der Antike exemplarisch anschaulich, ganz im Sinne der Reihe der „Hamburger Studien zu Gesellschaft und Kulturen der Vormoderne“, die die „Kontinuitäten zwischen Antike und Mittelalter bzw. beginnender Früher Neuzeit“ ins Auge fasst.

MICHAEL LOBE

A.E. Beron / S. Weise (2020): *Hyblaea avena. Theokrit in römischer Kaiserzeit und Früher Neuzeit. Palingenesia, Band 122, Stuttgart, Franz Steiner, 213 S., EUR 52,00 (ISBN: 978-3-515-12708-0).*

Bei dem hier anzuzeigenden Buch handelt es sich um einen von Anna Elisabeth Beron (B.) und

Stefan Weise (W.) herausgegebenen Sammelband mit insgesamt 9 Beiträgen eines internationalen Symposions zur Theokritrezeption, das am 15./16.11.2018 an der Bergischen Universität Wuppertal stattfand. Unterteilt ist der Band in drei Sektionen: „Theokritspuren in nachvergilischer Literatur der Kaiserzeit“, „Rezeption griechischer Bukolik im 16. Jahrhundert“ und „Griechische Bukolik aus dem 17. und 18. Jahrhundert.“ Im Eröffnungsbeitrag der ersten englischsprachigen Sektion mit dem Titel „Standing in Tityrus’ shadow“ weist B. Theokritspuren in den politischen Eklogen 1 und 4 des neronischen Bukolikers Calpurnius Siculus nach, wobei es u. a. anhand des Symbols der dem Sammelband seinen Titel gebenden Flöte (*Hyblaea avena*) um die Frage literarischer Nachfolge geht. In beiden Eklogen läuft die Traditionslinie von Tityrus (alias Vergil) zu Corydon (alias Calpurnius) über eine Intermediärfigur (Iollas in ecl. 4, Ladon in ecl. 1): Calpurnius wage nicht, eine direkte Sukzession von dem *vates sacer* (ecl. 4,65) Vergil zu beanspruchen. Im Beitrag „Retreat and Return“ legt V. Pace der Theokritrezeption von Longus’ „Daphnis und Chloe“-Roman die Annahme K. Gutzwillers über die Zweiteilung antiker Theokritedition zugrunde: Ein erstes Buch habe die bukolischen Texte versammelt, ein zweites Buch Texte über Patrone (Id. 14, 15, 16, 17 und Berenice) oder mythische Themen mit Bezug auf die Ptolemäer (Id. 13, 18, 22, 24, 26). Der Antinoe-Papyrus stelle möglicherweise die Version eines solchen zweiten Buches mit sorgfältig arrangierten nichtbukolischen Texten dar; das 16. Idyll Theokrits als Eröffnungs- und das 17. Idyll als Schlussgedicht könnten Einfluss gehabt haben auf Longus’ Konzeption einer ‚discussion of class‘ und die dialektische Bewegung von *retreat* und *return* der eigtl. aus der Stadt stammenden Aristokratenkinder Daphnis und

Chloe, die vor ihrer Anagnorisis als Findelkinder ein Hirtenleben auf dem Land führten. H. Richters Beitrag „The three faces of Theocritus during the imperial era“ führt exemplarisch vor, wie Gelehrte in der römischen Kaiserzeit Theokrit rezipierten. Bei Grammatikern und Scholiasten wurde der in Alexandria tätige *poeta doctus* Theokrit als Kuhhirte apostrophiert – wohl infolge der Idyllen 8 und 9, bei denen die Nähe der Erzählerfiguren zu den geschilderten Personen den Eindruck erweckte, ein Gleicher spräche zu Gleichen. Plinius d. Ä., Aelian und Apuleius scheinen Theokrit v. a. als Verfasser des 2. Idylls gekannt zu haben, in dem ein magischer Liebeszauber beschrieben wird. Gellius äußert bei einem Vergleich zwischen Vergil und Theokrit keine positive oder negative Meinung über den Gattungsrachegebeten, sondern lobt Vergil für sein Verfahren eleganter Substitutionslösungen statt gewaltsamer Übertragung theokriteischer Verse ins Lateinische. Der Metriker Terentianus Maurus wiederum gibt im Vergleich beider Dichter dem Theokrit in der Frage der bukolischen Dihärese den ersten Preis. J. V. Sickles Beitrag „Glossed in translation“ thematisiert zwei lateinische Übersetzungen des 1. theokriteischen Idylls: eine in Hexametern aus der Feder des Eobanus Hessus von 1530 und eine Prosafassung Henri Etiennes (Henricus Stephanus) von 1579. Sickles zeigt auf, wie Hessus sich stellenweise der Bukolik Vergils bedient, um seine Version durch gelehrte Anspielungen anzureichern. C. Orths Beitrag „Die Rezeption der griechischen Bukoliker in Camerarius’ Ekloge über den Tod des Johannes Stigelius (ecl. 17)“ beginnt mit einer luziden Darstellung, wie Joachim Camerarius, der führende Gräzist seiner Zeit, Feuer für die Bukolik fängt – u. a. durch die gemeinsame Arbeit an der Neuauflage des *Bucolicon* seines Kollegen Eobanus Hessus am neugegründeten

Nürnberg Melanchthongymnasium 1526. Orth zeigt nach dem Aufweis strukturbildender und punktueller Bezüge des Trauergedichts zur Bukolik Theokrits die autobiographischen und religionspolitischen Implikationen des Textes auf: Hinter Korydon verberge sich Camerarius selbst; er ehre in dem toten Schulmeister und späteren Professor der Universität Jena Stigelius den Philippisten, der wie Melanchthon einen gemäßigten Protestantismus vertrat – Camerarius fahre im Gewand der Bukolik verschlüsselte Angriffe gegen die radikalen Gnesiolutheraner bzw. Flacianer. Die Wahl der griechischen Sprache könne als Vorsichtsmaßnahme angesichts des brisanten religionspolitischen Inhalts gesehen werden – vielleicht handele es sich bei dem Trauergedicht um eine kleine esoterische Schrift zur Stärkung des Zusammenhalts der Melanchthonianer. T. Gärtner stellt in seinem Beitrag „Die diversen Reflexe des Epitaphios Bionos bei Lorenz Rhodoman“ drei Texte des ehemaligen Rektors der Lüneburger Michaelisschule und späteren Wittenberger Professors Lorenz Rhodoman (1545-1606) vor, die nach dem Vorbild des Epitaphios Bionos gestaltet sind: Eine in dorischem Dialekt verfasste Totenklage um Luther (1573) und zwei jeweils in ionisch-epischer Dialekt gestalteten Texte einer Totenklage um Friedrich Wilhelm I. von Sachsen-Weimar bzw. eines Hochzeitsgedichts auf den sächsischen Kurfürst Christian II. (beide 1602). Gärtner zeigt auf, wie Rhodoman das Bukolische für seine Zwecke durch den Einbezug anderer Gattungselemente hybridisiert – mit Epischem (bei Luther), mit Biographischem bzw. Panegyrischem (Friedrich Wilhelm I. / Christian II.). W. stellt in seinem Beitrag „Der berühmte Leipziger Theocritus“ ebenfalls drei theokriteische Gedichte vor, die der spätere Rektor der Leipziger Nicolaischule J. Gottfried Herrichen (1629-1705) zum Zwecke

der Schulaufführung in christlicher Umdeutung von Motiven und Strukturen aus dem *Corpus Theocriteum* verfasste – ein Idyll zu Ostern („Christus als wiederauferstandener Pan“), ein bukolischer Lehrdialog über Engel und ein Idyll zu Weihnachten („ein alexandrinisches Bethlehem“). W. M. Bartons Beitrag „Adam Franz Kollars Charites (1756)“ stellt das griechische bukolische Gedicht des im Königreich Ungarn geborenen Leiters der Kaiserlichen Bibliothek zu Wien A. F. Kollars (1718-1783) vor und kontextualisiert es historisch. Es stellt einen innovativen Bruch mit der Bukolik insofern dar, als die Schäfer Daphnis und Amyntas das Land zugunsten der Stadt Wien hinter sich lassen – denn dort habe Kaiserin Maria Theresia mit der neuen Aula der Universität (heute die österreichische Akademie der Wissenschaften) ein neues Heim für sie geschaffen. Kollar unterstützte mit dem bukolischen Panegyricus die Studienreform der Kaiserin, die zusammen mit aufgeklärten Kreisen das jesuitische Bildungsmonopol aufbrechen wollte. Das resümierende „Afterword“ von R. Hunter glänzt mit einigen feinen Beobachtungen zur Bukolik und endet mit einem hoffnungsvollen Satz: „the pastoral mode is never exhausted, however weary shepherds sometimes become as the twilight descends“ (200). Dass neben der dichterischen auch die wissenschaftliche *traditio avenae Hyblaeae* weitergeht, dazu dürfte dieser schöne Sammelband beitragen, der sich bescheiden als „angeschnittenes Panorama“ (8) versteht. Tatsächlich ist er ein Belvedere auf eine reizvolle und weithin sich erstreckende bukolische Landschaft, deren Flora und Fauna hier von achtsamen philologischen Hirten gehütet wurde.

MICHAEL LOBE

*Lucius Annaeus Seneca (2020): Briefe an Lucilius. Aus dem Lateinischen übersetzt von Heinz Gunermann, Franz Loretto und Rainer Rauthe. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Marion Giebel, Verlag Reclam, Ditzingen, 773 S., EUR 36,- (ISBN 978-3-15-011285-4).*

Die älteste Übersetzung der Luciliusbrieife in meinem Bücherregal stammt von Ernst Glaser-Gerhard (Band 1: Rom unter Nero, Briefe 1-80; Band 2: Stoische Lebenskunst, Briefe 81-124. rororo, 1965), es folgt die zweisprachige Gesamtausgabe der Philosophischen Schriften Senecas mit den Briefen in Band 3 und 4 in der Übersetzung meines Berliner Hauptseminarleiters Manfred Rosenbach (den ich damals als Referendar wegen dieser respektablen Übersetzungsleistung sehr bewundert habe), wobei die Briefe lange Zeit auf sich warten ließen, sodann eine zweibändige Übersetzung von Gerhard Fink (Bd. 1) und Rainer Nickel (Bd. 2) in der Tusculumreihe (damals im Akademie Verlag, jetzt bei De Gruyter) und schließlich die den sechzehn Reclam-Einzelbändchen folgende einbändige Ausgabe in der Reclam Bibliothek von 2014, herausgegeben von Marion Giebel, die nun 2020 inhaltlich voll identisch, aber wegen der größeren Papierstärke einen Zentimeter dicker wieder erschienen ist, übersetzt von Heinz Gunermann, Franz Loretto und Rainer Rauthe. Franz Loretto ist übrigens 2016 in Graz in hohem Alter verstorben, von seinen Angehörigen mit einem Senecazitat auf der Todesanzeige betrauert.

Titel wie *Seneca für Manager* oder *Seneca für Zeitgenossen* seien hier gar nicht aufgelistet, doch auch sie zeigen, wie aktuell die Lebensphilosophie des alten Römers ist: wenn es einen Philosophen der Antike gibt, der auch uns heute Lebenden noch viel zu sagen hat, dann ist es Seneca, kann man immer wieder lesen (etwa Rolf Dobelli in

der NZZ vom 7.11.2020: *Stoa und Corona – was uns Seneca hier und heute zu sagen hat*, oder Julia Wadhawan, NZZ 9.11.2019: *Vom antiken Athen bis ins Silicon Valley: Der moderne Stoizismus ist auf dem Vormarsch*). Seneca ist zum meistgelesenen antiken Autor in der Gegenwart avanciert, das merken zuerst die Buchhändler und Verlage.

Wenn wir der Natur folgen, brauchen wir weniger und leben zufriedener und gesünder – das lehren Senecas bald 2000 Jahre alte Briefe. Geradezu aktuell wirken die Beispiele, mit denen er darin seinem Freund Lucilius die Regeln für ein rechtes Leben gemäß der Stoa vermittelt: Muss man Delikatessen vom anderen Ende der Welt auf dem Tisch haben? Müssen denn alle Seeufer mit Luxusvillen zugebaut werden? Auch wer etwas über die römische Gesellschaft erfahren möchte, kommt bei der Lektüre auf seine Kosten. Denn wie kaum ein anderer wusste Seneca die Marotten seiner Zeitgenossen aufs Korn zu nehmen und ein lebendiges Bild vom Alltagsleben zu zeichnen.

Seneca war, als er dieses Briefwerk verfasste, bereits als Erzieher des Kaisers Nero gescheitert und hatte sich ins Privatleben zurückgezogen. Sein Ziel war es, der Nachwelt ein Kompendium der Philosophie als Lebenslehre zu hinterlassen – an Lucilius exemplifiziert er die einzelnen Stufen dieses Lehrgangs. Doch ist der Briefpartner auch höchst real: Seneca konnte nicht daran zweifeln, dass Nero ihn, seinen unbequemen Lehrer und Mahner, beseitigen würde (im Jahr 65 zwang er ihn tatsächlich zur Selbsttötung!), und Lucilius sollte die Briefsammlung in diesem Fall bewahren und verbreiten.

Marion Giebel braucht man wirklich nicht vorzustellen, sie ist Klassische Philologin und arbeitete über Jahrzehnte sehr produktiv als freie Autorin, Übersetzerin und Herausgeberin. Sie ist weit bekannt durch zahlreiche Rund-

funksendungen über historische Gestalten oder kulturgeschichtliche Themen der griechisch-römischen Antike. 2019 wurde Marion Giebel die Pegasus-Nadel des Deutschen Altphilologenverbandes verliehen. Die Auszeichnung würdigt ihre herausragende Leistung, den Menschen von heute Kultur und Literatur der Griechen und Römer anschaulich und überraschend gegenwartsbezogen zugänglich zu machen.

JOSEF RABL

*Schmidt, A. (2020): Schwer zu ertragen sind Götter, wenn sie sich leibhaftig zeigen: Homer und Troia – Frühe Mythen der Griechen und ihre Philosophie (Teil 2), Berlin, Logos-Verlag, 244 S., EUR 34,- (ISBN 978-3-8325-5029-5).*

Der zweite Band dieses ganz eigenen Zuganges zur mythischen Welt der Griechen (→ FC 62, 2019, 208-210) umfasst einen Sagenkreis, der geographisch mit den Landschaften Argolis auf der Peloponnes und Troas im Nordwesten Kleinasiens zu umreißen ist. Inhaltlich bewegt er sich in einem Handlungsbogen, welcher ausgehend von der Vorgeschichte des Tantaliden-Geschlechtes und des dardanischen Königshauses auf den Kern des *Epischen Kyklos* trifft, das Geschehen der homerischen *Ilias*, und nach der Zerstörung der Stadt am Hellespont in die Heimkehr der Atriden nach Mykene und des Odysseus nach Ithaka mündet. Tatsächlich findet der Troia-Rahmen, vorbereitet mit der Hochzeit von Peleus und Thetis in den *Kyprien* und beendet mit den *Nostoi* der Helden, seine Abrundung in der Heimholung der Iphigenie aus dem Lande der Taurier (heute die Krim-Halbinsel) durch ihren – zwischen Elektra und Erinnyen arg gebeutelten – Bruder Orest und dessen Gefährten Pylades. Aber er umspannt narrativ eben weiter noch die beiden umfangreichsten *Nostoi*, neben dem des

Odysseus auf griechischer auch denjenigen des Aeneas auf troisch-römischer Seite: dieser wird schließlich in die mythische Königszeit Roms führen, jener mit den weiteren Abenteuern des Violduldenden bis zu seinem Tode (u. a. in der *Telegonie*) auch dessen noch ‚offene Rechnungen‘ zum Abschluss bringen.

A. Schmidt (Sch.) strukturiert diesen Erzählkreis in (B) Einführung und (C) Entfaltung und beginnt Europa – in Kleinasien: mit der Archäologie (B) des Namens wie der Stadt Taruiša-Wiluša-Ilios-Troia im Rahmen eines hethitisch-luwischen Staatenverbandes des 2. Jahrtausends sowie mit den (auch namentlichen) Wurzeln des Geschlechtes des Agamemnon ursprünglich im lydisch-phrygischen Großraum (Richtung Dardanellen) – als Achijawa-Achaioi in der Folge dann Vertreter der festländischen Zentralpalastkultur (1680-1050) mit Hauptsitz Mykene (10). Binnenstruktur in (C) schaffen neben (und innerhalb von) erzählenden Kapiteln solche zu ‚Deutung und Wirkung‘, vernetzen die Muster im Umfeld der altorientalischen Kulturkreise ebenso wie über die europäische Literatur hin. Sprünge werden dabei keineswegs gemieden, und weiterführende Einzelbeobachtungen kommen auf durchaus eigene Weise zu ihrem Punkt.

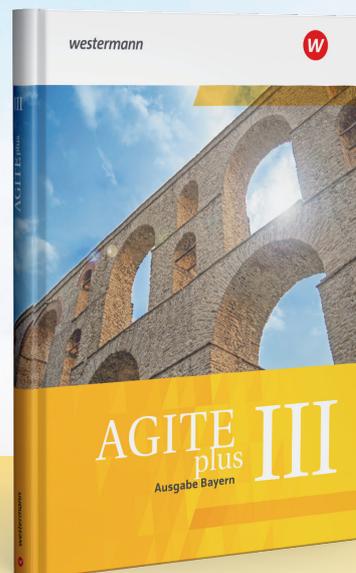
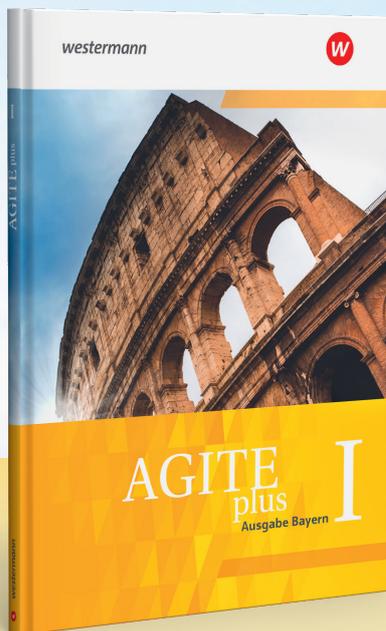
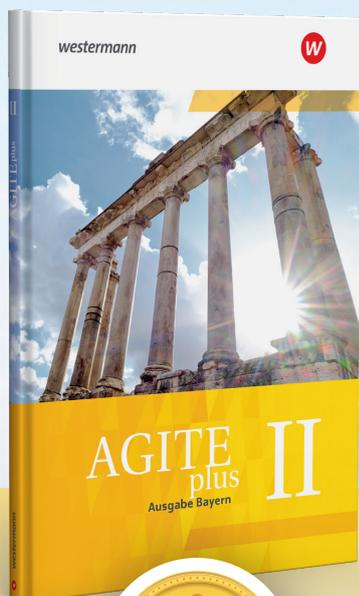
Urvater Tantalos (C), König von Sipylos nordöstlich von Smyrna (Izmir) speiste noch mit an der olympischen Tafel (Ov. met. 6,173) – aber seine indiskrete Schwatzhaftigkeit und kriminelle Hybris um Sohn Pelops lassen ihn zu einem Prototyp von Verbrechern im Hades werden (Od. 11,582-92; Ov. met. 4,458f.). Der wiederbelebte Pelops (Bruder der später in Theben einschlägig hybriden Niobe) indes gelangt durch Brautwerbung ins südwestgriechische Elis und wird nach dem – gleichfalls unter Frevel und Fluch errungenen – Sieg im Wagenrennen gegen den ortsansässigen König Oinómaos – Herrscher in

# AGITE plus

Für Latein als  
2. Fremdsprache

Maßgeschneidertes und motivierendes  
Lernen – passgenau zum bayerischen  
Lehrplan *PLUS*

- Lesestücke mit attraktivem Inhalt
- aktives Erschließen des neuen Wortschatzes
- Grammatikeinführung ohne neue Vokabeln
- Infotexte zu Kultur und Geschichte



© istock.com/phatthanit\_r

Lehrplan  
**PLUS**

Sicher.  
Erfolgreich.  
Bayerisch.

Mehr Infos

unter 0531 708 86 86 oder  
[service@westermann.de](mailto:service@westermann.de)

LATEIN  
GYMNASIUM

NEU

[www.westermann.de](http://www.westermann.de)

**westermann**

Immer auf den Punkt



dessen Reich, von nun an der Peloponnes, und dem Willen des Zeus entsprechend Begründer der ersten griechischen Königsdynastie (mit Sitz in Olympia). Der Fluch zieht sich als roter Faden durch dieses Haus, denn auch Pelops verflucht die Söhne Atreus und Thyestes (wegen Mordes an ihrem Halbbruder Chrysis) und vertreibt sie mit ihrer Mutter in die Argolis. Streit um den Thron von Mykene – auf Menschen- wie Götter-Ebene – und die zwielichtige Rolle von Thyestes' Frau Aerópe münden im nächsten Fluch, mit welchem Thyestes den Bruder Atreus belegt, der ihm seine eigenen Söhne zum Mahl vorgesetzt und ihn darauf verjagt hatte. Den Fluch erfüllt sodann Aígisthos, von Thyestes mit seiner Tochter Pelopía gezeugt, welcher seinen Onkel erschlägt. Dessen Söhne wiederum, Agamemnon und Menelaos, weichen nach Sparta zu Tyndáreos aus: der eine wird Reich und (vor allen Freiern Griechenlands) Hand der Königstochter Helena erhalten, der andere in Mykene wieder eingesetzt – wo Zeiten später erneut Aigisthos auf seinen Vetter warten wird.

Die deutenden Passagen verfolgen archetypische und zugleich ambivalente Grundmuster, vom babylonischen Enuma Elish zu den Quellschriften des AT, über die Tragödie bis in die neuzeitliche Religionsphilosophie (26-31): „Schwer zu ertragen sind die Götter, wenn sie sich leibhaftig zeigen“ (Il. 20, 131) – unmittelbarer Gottesbezug (Moses Exod. 33,18-23; Jes. 6,5-7; Hesek. 1,4-28;10; Leda; Teiresias), Menschenopfer (auch der eigenen Kinder: Abraham und Isaak Gen. 22; Iphigenie in Aulis) und der Sündenbock des israelitischen Tempelkults (Lev. 3, 16,2-22), Bruderzwist (seit Kain und Abel Gen. 4) oder Blutrache (*Orestie* des Aischylos).

Eng verflochten die Ursprünge auf der anderen Seite der Ägäis: das Königshaus an den Dardanellen (Il. 3, 456), dessen geographische Lage

bereits historisches Konfliktpotential birgt, wird begründet am Idagebirge in der südöstlichen Troas von einem Zeussohn aus Arkadien (nach Vergil, Aen. 7,206-08 aus dem lateinischen Ausonien) bzw. seinem Urenkel (Sohn des Trös, Il. 20,215-40), dessen Sohn Laomédon die Götter Apollon und Poseidon um den Lohn für ihre Hilfe beim Bau der Stadtmauer um Troia prellt. Der zweite Betrug an Herakles, welcher das zur Strafe geschickte Meerungeheuer beseitigt hatte, führt zur Versklavung des Sohnes von Laomedon bei Telamon, Herakles' Freund und Vater des Aias. Freigekauft (πρία-μαι) baut dieser Troia wieder auf – fatal zwei seiner Kinder im Umgang mit Göttern: Cassandra als Prophetin, der Niemand glauben wird (weil sie Apollons Liebeswerben abwies) und Paris als Schiedsrichter im Streit der Göttinnen. Selbstbehauptung und freier Wille, die *Sünde* als Absonderung von einer Norm sublimieren sich in ihm wie in seinem Gegenüber Helena: alle Drei werden zu (teils allegorischen) Motiven der Literaturgeschichte, in Kunst und Musik (49-64).

In Helena treffen sich die Linien, und das Troia-Geschehen nimmt Fahrt auf. Sein literarischer Niederschlag in der *Ilias* (Ausgangslage und Verlauf, Handlungsstrukturen und Komposition, Nebenstränge und Einzelszenen: Zorn des Achilles, sein Schild), Zerstörung der Stadt und Heimkehr der Protagonisten, namentlich des Odysseus (Fahrten [Sirenen], auf Ithaka) münden (185) in einen Anhang (D), welcher – neben primärer und Sekundärliteratur samt Personen- und Ortsregistern – die Stemmata der besprochenen Familien übersichtlich zusammenführt.

Sch.s parataktischer und eindrücklicher Erzählstil in knappen, markanten Einheiten sind aus seinem ersten Band so vertraut wie die begleitenden Radierungen seines Künstlerfreundes Ernst Marow. Die Vorbereitung

der Philosophie, von Ethik und Ontologie, im ursprünglichen Mythos und dessen Strahlkraft in alle Bereiche der Geisteskultur aufzuzeigen und zu deuten, ist das Ziel von Sch.s Narratio – es ist deutlich geworden.

MICHAEL P. SCHMUDE

*Meller, H./ Schefzik, M. (Hrsg.) (2020): Die Welt der Himmelscheibe von Nebra – Neue Horizonte. Begleitband zur Sonderausstellung im Landesmuseum für Vorgeschichte Halle (Saale), 4. Juni 2021 bis 9. Januar 2022, Halle/ Darmstadt, Wbg Theiss, 240 S., 200 Abb., EUR 28,- (ISBN 978-3-8062-4223-2).*

In einer opulenten Schau präsentiert das Landesmuseum für Vorgeschichte in Halle in der zweiten Jahreshälfte 2021 prähistorische Schätze aus Mitteldeutschland sowie bedeutende, nicht nur bronzezeitliche Referenzobjekte aus namhaften Museen der Welt. Die Ausstellung entstand in Kooperation mit dem British Museum in London und will Besuchern ein Verständnis der Zeit zwischen 2500 und 1000 v. Chr., ihrem geistig-religiösen Kosmos und ihren Kultur- und Handelskontakten nahebringen. Mit der Leihgabe der Himmelscheibe nach London wird dort im Jahre 2022 eine insbesondere Stonehenge gewidmete Ausstellung folgen.

Die Himmelscheibe entstammt dem Nährboden der Aunjetitzer Kultur, die sich in der Frühbronzezeit in Mitteldeutschland bis hin nach Niederösterreich und Schlesien ausgebreitet hatte und sich durch gegossene Kupfer- und Bronzegegenstände auszeichnet. Dieser Aunjetitzer Kultur werden im Katalog als Referenzkulturgruppen für den Zeitraum 2200-1550 v.Chr. die Mykenische und Minoische Kultur sowie die Wessex-Kultur parallelisiert. Letztere steht für die dritte Ausbauphase der bis in die Bronzezeit genutzten Kultstätte von Stonehenge.

Herausgeber des vorliegenden Ausstellungskataloges sind Harald Meller (M.), Direktor des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalts sowie Museumsleiter, und Michael Schefzik (Sch.), Projektleiter dieser Landesausstellung.

Wie M. in seiner Einführung (Codiertes Wissen damals und heute, 29-33) hervorhebt, hat sich der Wissenstand zu der vor circa 20 Jahren gefundenen und im Jahre 2013 als UNESCO-Dokumentenerbe anerkannten Himmelscheibe deutlich erweitert. In dem von der DFG geförderten Projekt ‚Der Aufbruch zu neuen Horizonten. Die Funde von Nebra, Sachsen-Anhalt, und ihre Bedeutung für die Bronzezeit Europas‘ wurden in den Jahren 2004-2012 weitere Grabungen und archäologisch-naturwissenschaftliche Untersuchungen im mitteldeutschen Raum vorangetrieben. Die anfangs vorrangig auf die materielle Natur der Himmelscheibe und das mitteldeutsche Umfeld ausgerichteten Forschungsfragen beziehen nunmehr auch die Handels- und Kulturkontakte nach Nordeuropa, in den Mittelmeerraum und bis in den Vorderen Orient und Ägypten mit ein. Nach der bereits bekannten Herkunft des für die Himmelscheibe verwendeten Kupfers aus dem Salzburger Land (Österreich) konnten nun Metallanalysen das für die Aufsätze der Himmelscheibe verwendete Gold sowie das für die Legierung der Kupferscheibe verwendete Zinn den Lagerstätten in Cornwall (Großbritannien) zuordnen und damit den Kontakt zur südenglischen Wessex-Kultur erweisen. Dies gab auch den Impuls, die neuen Erkenntnisse im Kontext vergleichbarer Funde aus ganz Europa der Öffentlichkeit zu präsentieren.

Der Ausstellungskatalog gliedert sich in sieben Themenbereiche, die mit je drei bis sechs Einzelbeiträgen sowohl Einblicke in modernste

archäologische Untersuchungsmethoden als auch fundierte Objektbeschreibungen bieten. Dabei gelingt es den Autorinnen und Autoren, Detailwissen in komplexe Strukturen und Deutungsmuster einzubinden und dem Rezipienten eine umfassende Vorstellung der bronzezeitlichen Welt zu vermitteln. Graphische Aufbereitung und Visualisierung entsprechen höchsten ästhetischen Ansprüchen.

Wichtige Punkte der sieben Themenbereiche seien im Folgenden vorgestellt.

„Das Ende der Steinzeit“ wirft mit Überlegungen zu einer Gruppenbestattung aus Oechlitz (T. Mühlenbruch, 38-41) die Frage auf, was im Spätneolithikum eine „Familie“ ausmachte, ob direkte Verwandtschaftsbeziehungen hierfür zwingend seien oder eher von einem „Haushalt“ inkl. Bediensteten auszugehen sei. Ein im Landkreis Harz gefundener spätneolithischer Menhir mit Darstellung von Sonne, Axt und Gürtel lässt sich – im Vergleich mit Statuenmenhiren v. a. aus dem nördlichen Schwarzmeerraum – als Kriegerabbild deuten und weist als neuer sozialer Typus des bewaffneten Mannes auf die spätere Heldendichtung voraus (H. Meller / N. Schwerdt, 42-47). Die noch junge wissenschaftliche Disziplin der Archäogenetik kann anhand von Genomdaten prähistorischer Individuen aus dem Mittel-Elbe-Saale-Gebiet zeigen, wie die frühere westliche Jäger-Sammler-Kultur durch Migrationsbewegungen einer zunächst aus Anatolien stammenden bäuerlichen Kultur sowie später aus den Steppen des Schwarzmeergebietes allmählich durchmischt wurde (W. Haak/J. Krause, 48-53).

Im Themenbereich „Die Ersten Europas“ werden herausragende Objekte der bronzezeitlichen El Argar-Kultur Südspaniens, des südenglisch-walisischen Kulturkreises sowie der mykenischen Kultur parallelisiert. So kündigt die Schale von Caergwrle (Wales) von bron-

zezeitlicher Schifffahrt (R. Maraszek, 64-67). Ein herausragendes Ausstellungsstück stellt das goldzisierte Cape von Mold dar, evtl. als Schmucktracht von einer bronzezeitlichen hochgestellten Frau im Rahmen religiöser Zeremonien getragen (S. Needham, 68-71). Schmuckstücke aus mykenischen Schachtgräbern, in der Ausstellung als Leihgaben des Archäologischen Nationalmuseums Athen zu sehen, verdeutlichen die bronzezeitliche Goldschmiedequalität (T. Mühlenbruch/K. Paschalidis, 72-75).

Im Themenbereich „Das Reich der Himmels-scheibe“ erfolgt zunächst eine Deutung der Himmels-scheibe von Nebra und ihrer Funktion für die Besitzer: Entstanden ca. in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. v. Chr. habe die Scheibe in den ersten beiden der fünf Nutzungsphasen vorrangig als astronomisches Instrument im Sinne eines Luni-solarkalenders zur Berechnung von Schaltjahren gedient – Kenntnisse, die Vertreter der schriftlosen Aunjetitzer Kultur eventuell auf Reisen in den Vorderen Orient erworben haben könnten. Mit Phase drei und der Hinzufügung des stilisierten Schiffes am unteren Scheibenrand trete eine mythologische Deutung in den Vordergrund, in der die Sonne auf Schiffen durch Tag und Nacht transportiert wird und damit altägyptischen Vorstellungen nahekommt; die Scheibe könnte nun vor allem als Repräsentationsobjekt gedient und den Bezug der herrschenden Eliten zur göttlichen Sphäre symbolisiert haben (H. Meller, 78-85). Mit dem Fürstengrab von Leubingen wird die Verschmelzung der früheren Schnurkeramik- und der Becherkultur sichtbar und offenbart die starke Hierarchisierung sozialer Gruppen in der Aunjetitzer Kultur (H. Meller, 86-93). Dies wird durch weitere Beiträge zu den monumentalen Fürstenhügeln (teils mit Goldbeigaben) im mitteldeutschen Raum erwiesen, insbesondere zum 2014 bis 2018 ausgegrabenen Bornhöck

im Saalekreis, in dessen Innerem hunderte von noch funktionstüchtigen Mahlsteinen, Ausdruck wirtschaftlicher Macht, die Grabkammer umgaben (R. Risch, S. Delgado-Raack, M. Eguíluz, 108-111).

Der Themenbereich ‚Staaten und Armeen‘ widmet sich den umfangreichen Waffenhortfunden der Aunjetitzer Kultur. Eine Kartierung von Waffen aus Edelmetall (reiche Nachweise in Südosteuropa und im Vorderen Orient) lässt das im Saalekreis gefundene Goldbeil als bemerkenswerte Ausnahme erscheinen (H. Meller, J.-H. Bunnefeld, 118-123).

‚Sakraler Ort – Sakrale Landschaften‘ vermittelt einen faszinierenden Einblick in die Entstehung und Funktionsweise von Ringheiligtümern. Das aus Holzpfosten, Graben und Wall gebildete Ringheiligtum von Pömmelte nahe der Elbe bei Magdeburg – in seiner Größe mit der Anlage in Stonehenge vergleichbar – lässt anhand der Schachtgrubeneinhalte mit z. T. sogar menschlichen Knochen auf rituelle Handlungen vor Ort schließen (F. Bertemes, 130-135). Ein Beitrag zu Stonehenge geht speziell auf die Beil- und Dolchabbildungen auf den Megalithen ein, die den Übergang zur Deponierung von Metallgegenständen in Grabhügeln im Umkreis des spirituellen Steinkreises markieren (N. Wilkin, 140-145).

Im Themenbereich ‚Schätze aus Flüssen, Meeren und Bergen‘ wird der Schwerpunkt auf die weitgespannten bronzezeitlichen Handelsnetze für Kupfer, Zinn, Gold, Bernstein und Glas gelegt. Im Zuge des o.g. DFG-Projektes konnten europaweit natürliche Goldvorkommen analysiert und eine geochemische Datenbank aufgebaut werden, die letztlich für das Gold der Himmelsscheibe zum Carnon-Fluss in Cornwall führten, der in der Bronzezeit auch zur Zinnengewinnung genutzt wurde (G. Borg/ E. Pernicka,

148-151; zum ‚Zinnphänomen‘ M. Schefzik, 156-159). Ein Beitrag zu Kupferspannenbarren, die im Jahr 2014 in Zehnerbündeln in einem frühbronzezeitlichen Hortfund im Landkreis Erding geborgen wurden, belegt die Anwendung des Dezimalsystems (C. Metzner-Nebelsieck, E. Pernicka, S. Kutscher, H. Krause, 152-155).

Die Beiträge zum Themenbereich ‚Neue Horizonte‘ versuchen, teils hypothetisch, den Ideentransport in der bronzezeitlichen Welt zu rekonstruieren: Eine mit mitteldeutschem Erz gefertigte Speerspitze mit zwei parallelen Schlitzsen bleibt singulär in der Aunjetitzer Kultur, die Designidee könnte aber von den Kykladen stammen (B. Steinmann, 174-177). Die feine Fiederung der Sonnenbarke am unteren Rand der Himmelsscheibe (gedeutet als Besatzung mit Rudern – warum aber dann nicht nur im Sitzbereich der Ruderer?!) wird auf stilisierte Schiffsabbildungen bronzezeitlicher Mittelmeerkulturen bezogen (T. Mühlenbruch / B. F. Steinmann, 186-189).

Ein Katalog der ausgestellten Objekte, Literaturverzeichnis und Bildnachweise (194-227) sowie Zeichnungen fiktiver bronzezeitlicher Reisen beschließen den Ausstellungsband.

Mit dem Erscheinen dieses Kataloges ist das seit Jahren währende zähe Ringen innerhalb der prähistorischen Forschungsgilde um Freigabe und wissenschaftliche Publikation aller Grabungsrohdaten zur Himmelsscheibe (noch) nicht eingelöst [vgl. Gebhard, R. / Krause, R. (2020): Kritische Anmerkungen zum Fundkomplex der sog. Himmelsscheibe von Nebra, *Archäologische Informationen* 43 (2020) Early View; dagegen Pernicka, E. / Adam, J. / Borg, E. et al. (2020): Why the Nebra Sky Disc Dates to the Early Bronze Age. An Overview of the Interdisciplinary Results, *Archaeologia Austriaca* 104 (2020) 89–122]. Die breite Öffentlichkeit jedoch erhält

einen faszinierenden Einblick in Forschungsmethoden und -ergebnisse zur Welt der frühen Bronzezeit und darf sich auf einen – hoffentlich in der zweiten Jahreshälfte 2021 möglichen – Besuch des Landesmuseums in Halle freuen.

ANNE FRIEDRICH

*Lobe, M. (Bearb.) (2020): Campus, neu. Ausgabe B, Lesen 2. Die Abenteuer des Odysseus, Bamberg, Buchners Verlag, 56 S., EUR 9,20 (ISBN 978-3-661-40087-7).*

Der von Michael Lobe bearbeitete Band ist auf das Lehrwerk Campus B ausgerichtet und kann ergänzend von den Schülerinnen und Schülern durchgearbeitet werden. Michael Lobe (L.) hat sich als Thema die Abenteuer des Odysseus ausgesucht und bietet 28 Geschichten, die um den wohl bekanntesten griechischen Helden kreisen und der Odyssee entnommen sind. Der Autor wendet sich im Vorwort direkt an seine Leserinnen und Leser: „Die zusammenhängende Geschichte umfasst 28 Kapitel, die in Wortschatz und Grammatik genau der Reihenfolge eures Lateinbuches Campus B 2 folgen. Wenn ihr also Kapitel 1 lest, sind der Wortschatz und die Grammatik der Lektionen 1 bis 42 von Campus B vorausgesetzt. Ab Kapitel 22 liegt den Texten der gesamte Lernstoff von Campus B 2 zugrunde, so dass die Kapitel 22 bis 28 der abschließenden Vertiefung des im Lauf des Schuljahres Gelernten dienen.“

Um es vorwegzunehmen kann festgestellt werden, dass dieser Band ein sehr nützliches Angebot an die Lernenden darstellt. Es dient als Übungsmöglichkeit in und außerhalb des Unterrichts und sogar für die Wiederholung des Stoffes in den Sommerferien, wie der Autor vorschlägt. Viele Verlage bieten neben den Lehrwerken weitere Materialien zur Vertiefung des gelernten Stoffs. In diesem Fall liegt ein

besonderes Angebot vor, weil bereits während der Spracherwerbsphase die Lektüre lateinischer Texte ermöglicht wird. Während im modernen Sprachunterricht die Lernenden über mehrere Kanäle Zugang zur jeweiligen Sprache verfügen (Sprechen, Lesen, Hören und Schreiben) ist im Lateinunterricht der Fokus auf das Lesen, Verstehen und Übersetzen von Texten ins Deutsche ausgerichtet. Daher ist es sehr zu begrüßen, dass die Lernenden weitere Möglichkeiten haben, den Stoff durchzuarbeiten. Der Band enthält keine Grammatikaufgaben, sondern ist einzig und allein auf eine zügige Lektüre ausgerichtet. Auf diese Weise können die Schülerinnen und Schüler die Erfahrung und Einsicht gewinnen, dass nicht die grammatischen Einzelheiten im Zentrum des Unterrichts stehen (sie sind Hilfen zum Verstehen von Texten), sondern Ziel des modernen Lateinunterrichts sollte es sein, lateinische Originaltexte lesen und verstehen zu können.

Jedes Kapitel bietet eine Geschichte aus dem Leben des Odysseus. Die zweite Geschichte zum Beispiel kreist um die Lotophagen, ein Volk an der Küste Nordafrikas. Die Lotophagen ernährten sich der Sage nach von den Früchten und Blättern der Lotospflanze, deren Verzehr für berauschende Wirkung sorgte. Dieses Kapitel bietet – wie die anderen bis einschließlich Kapitel 21 – den Hinweis auf die entsprechende Lektion im Lehrwerk (in diesem Fall: B 43), eine kurze deutsche Einleitung, dann folgt der erste Abschnitt auf Latein, eine kurze Überleitung (wieder auf Deutsch), der sich ein weiterer Abschnitt auf Latein anschließt. L. hat stets passendes Bildmaterial ausgewählt, hier bot es sich natürlich an, ein Foto mit einer Lotusblüte abzudrucken (Lotusblüte in den Kaiserliche Gärten von Peking. 2010, 8). Auf der letzten Seite des Bandes findet die Leserin und der Leser den

Abbildungsnachweis. Die lateinischen Texte sind natürlich Kunsttexte, die gut lesbar und nicht nur parataktisch formuliert sind. Da diese Erzähltexte auch Dialoge enthalten, können alle Tempora verwendet werden. Während in reinen Erzähltexten Formen der 3. Person Singular und Plural überwiegen, ist es durch die Dialoge möglich, auch Sätze anzubieten, die die erste und zweite grammatische Person zur Anwendung bringen. Sehr wenige Wörter werden eingearbeitet, die nicht zum Lernvokabular der jeweiligen Lektion gehören. Kennen die Schülerinnen und Schüler die mythologischen Figuren der jeweiligen Geschichte nicht, können sie den Verweis auf das Eigennachverzeichnis (55-56) nutzen (in diesem Fall steht unter dem Text in roter Farbe: Lotophagi). Im Inhaltsverzeichnis gibt es unter jeder Kapitelüberschrift einen Hinweis auf die im Vordergrund stehenden grammatischen Details (Kapitel 2: hic, ille).

Bei der Auswahl der Bildmaterialien ist eine große Bandbreite zu beobachten. Dazu gehören Fotos von Vasen, Farblithografien, Gemälden aus verschiedenen Epochen, Fresken, Farbdruckungen, Gemmen, Kupferstiche, Plastiken. Pro Text wird jeweils ein visueller Eindruck

vermittelt, so dass der jeweilige Abschnitt im Vordergrund steht und nicht das Bildmaterial.

Reise- und Abenteuerbücher wurden und werden immer wieder gelesen, mit den Geschichten des Odysseus werden die Schülerinnen und Schüler mit den Grundlagen dieser Literatur vertraut gemacht. Es wurden zu diesem Zweck aus dem reichhaltigen Angebot des Dichters Homer besonders attraktive Sujets ausgewählt; dazu gehören mit Sicherheit die Geschichten um die Riesen (Polyphem und die Zyklopen), um die Zauberin Kirke, den Abstieg in die Unterwelt und das Abenteuer mit den Sirenen, um nur einige Beispiele anzuführen.

Damit die Schülerinnen und Schüler selbstständig mit dem Band arbeiten können, sind die lateinischen Texte ins Deutsche übersetzt (Beiheft).

L. legt mit „Lesen 2“ ein vorzügliches Instrument für Schülerinnen und Schüler vor, die bereit und willens sind, zusätzlich zum Lehrwerk ihre Sprachkenntnisse zu erweitern und zu festigen. Dazu hat er eine Figur ausgewählt, die junge Menschen in diesem Alter besonders ansprechen kann.

DIETMAR SCHMITZ

## Varia

### Snell 125 Jahre – Erinnerungen eines Spätgeborenen

In diesem Jahr jährt sich Bruno Snells Geburtstag zum 125. Mal. Dieser Gelehrte hat ein wissenschaftliches Werk hinterlassen, das bis in die Gegenwart wirkt.<sup>1</sup>

Wenn ich im Folgenden meine Erinnerungen als ‚Spätgeborener‘ wiedergebe, so kann das nur in mehrfacher Hinsicht ironisch gemeint sein:

Ich stand 1972, als ich zum ersten Mal eine Lehrveranstaltung Bruno Snells besuchte, am Ende meines Studiums der Klassischen Philologie und der Geschichte an der Universität Hamburg, und es handelte sich um ein Proseminar. Das Thema war: „Euripides, Fragmente.“ Dabei hatte ich Griechisch (als Nebenfach) erst seit

1970, nach dem Abschluss des Staatsexamens, belegt.

Snells Themenwahl kann ich im Nachhinein nur als didaktischen Glücksgriff bezeichnen. Proseminare, die der Einführung für Studienanfänger dienen, können leicht blutarm wirken. In diesem Fall konnten die Teilnehmer auf der Grundlage einer vergleichsweise geringen Textmenge – behandelt wurden *Stheneboia* und *Phaeton*<sup>2</sup> – einen Überblick über zwei euripideische Tragödien bekommen, die allerdings nur fragmentarisch erhalten waren. Hier setzte dann die methodische Übung in Versuchen an, Verlorenes durch begründete Konjekturen zu retten.

Wir benutzten die Ausgabe Hans von Arnims<sup>3</sup> aus der Reihe der Lietzmannschen Texte. Ich wundere mich, dass dieses Heftchen damals noch lieferbar war. Sein geringer Umfang hatte es allerdings durch die Jahrzehnte nicht vor Beschädigung schützen können. Der dünne Umschlag war hier und da etwas ab- oder eingerissen. Berechtigt war aber nicht nur die Frage, weshalb eine so eine alte Ausgabe benutzt wurde. (Diese hätte sicher mit pragmatischen Argumenten beantwortet können.) Hinzu kam, dass Snell ihre wissenschaftliche Qualität als mäßig einschätzte. Seine Begründung, weshalb er sie dennoch verwenden ließ: weil gerade aus solchen Ausgaben sehr viel zu lernen sei.

Dies kann ich für meinen Teil nur bestätigen: Snell traktierte uns von der ersten Sitzung an mit metrischen (Porsonsches Gesetz), linguistischen (Behaghels „Gesetz der wachsenden Glieder“) und phonetischen Ausdrücken (Itazismus).<sup>4</sup> Aber schon da wurde es interessant: Er deutete an, dass ein metrisches Phänomen – die Auflösung des Longum durch zwei Brevia – zu Zwecken der Datierung von Euripides' Tragödien genutzt würden. (In der letzten Sitzung, am

26.7.1972, erfuhren wir, dass A. M. Dale in ihrer 1967 erschienenen kommentierten Ausgabe von Euripides' *Helena* 1967 dieses Verfahren angewandt habe.)

Was mir nachhaltig in Erinnerung geblieben ist, was ich aber schon aus seinen Rundfunkvorträgen<sup>5</sup> kannte, war aber die Unterhaltsamkeit seines Unterrichts.

Einmal erwähnte er Manu Leumanns Werk „Homerische Wörter“ (1950). Ich hatte mir seine Bemerkung zum Bedeutungswandel in folgender Weise notiert: „Man muss den Zusammenhang kennen, an dem die Bedeutung umschlägt.“ Meine banal und nicht sonderlich geschickt formulierte Notiz kann aber schon gar nicht das Besondere seiner Form der Wissensvermittlung wiedergeben. Er erläuterte das Prinzip nämlich, indem er einen Witz erzählte, der den Berliner Ausdruck: „Ik bin det Karnickel!“ erklären sollte. (Gemeint ist: Da wird ein völlig Unschuldiger einer Tat beschuldigt.) Der Kern: Ein Kaninchenhändler und ein Besucher des Marktes, der einen Hund bei sich hat, geraten in Streit, weil der Hund das Kaninchen angefallen hat. Darauf beschuldigt der Hundebesitzer das Kaninchen (und damit dessen Besitzer), dieses habe seinen Hund mit seiner (kaninentypischen) Mimik provoziert.

An einer Stelle des kritischen Apparats (S. 72, Zeile 71) habe ich den Namen des klassischen Philologen Düntzer („Duentzer“ bei von Arnim) unterstrichen und dazu geschrieben: „Hier irrt Goethe.“ Düntzer – so berichtete Snell – habe Goethe vorgehalten, seine Aussage, eine bestimmte Affäre sei sein schönstes Liebeserlebnis gewesen, könne nicht zutreffen, da er an anderer Stelle eine andere genannt habe.<sup>6</sup> So wurde der banale Ausspruch mit der passenden Komik ausgestattet und führte zu einem kritischen Denkanstoß.<sup>7</sup>

Seine Mischung von Ernst und Leichtigkeit war in meinem Studium – und ich warne potenzielle Kritiker vor dem möglichen Anwurf „Hier irrt Zieske!“ – ein einzigartiges Erlebnis. Später erst erfuhr ich, dass er in seinem früheren Leben viel ernstere Späße gemacht hat: über „Das I-Ah des Goldenen Esels.“<sup>8</sup> Im Wikipedia-Artikel<sup>9</sup> füllen die Ausführungen über diese berühmte Miszelle fast ein Drittel des Eintrags; sie müssen hier nicht wiederholt werden.<sup>10</sup>

#### Anmerkungen:

- 1) Als Indiz hierfür sei genannt, dass im Jahre 2020 seine „Entdeckung des Geistes“ auf Koreanisch erschienen ist. Vgl. den Eintrag im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek: <https://portal.dnb.de/opac.htm?method=simpleSearch&query=118797786> [16.02.2021].
- 2) Stheneboia: 38 Verse + 9 Fragmente von 1 bis 5 Versen; Phaeton: 313 (z.T. nur fragmentarisch enthaltene) Verse + 7 Fragmente von 1 bis 4 Versen.
- 3) von Arnim, H. (Bearb.): Supplementum Euripideum (= Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen 112), Bonn, 1913.
- 4) An dieser Stelle möchte ich eine Bemerkung zum Teilnehmerkreis anfügen: Ich war nicht das einzige ‚bemooste Haupt‘ in diesem Proseminar. Auch der im Jahre 2009 verstorbene Christos Theodiridis, mit dem ich zusammen im Doktorandenzimmer saß, gehörte dazu. Mir fiel auf, dass er ‚Stheneb-i-a‘ sagte. (Da hatte ich schon ein Beispiel für den Itazismus im Neugriechischen.)
- 5) Mit seinem populärwissenschaftlichen Werk war ich schon als Schüler vertraut geworden: Ich besitze seine Plaudereien „Neun Tage Latein“ (1955) in der Auflage von 1962. Ich meine auch eine Wiederholung seiner diesem Büchlein zu Grunde liegenden Vorträge einmal im NDR gehört zu haben.
- 6) Es passt gut zu der Fragilität von Düntzers ‚Beweisführung‘, dass es bei Wikipedia s.v.

Heinrich Düntzer heißt: „Düntzer wird die kritische Formulierung ‚Hier irrt Goethe‘ zugeschrieben; sie wurde in dieser Form bislang in seinen Schriften nicht nachgewiesen.“ [https://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich\\_Düntzer](https://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich_Düntzer) [19.04.2021].

Sehr komisch fand ich auch, wie Snell einen englischen Kollegen zitierte, der gesagt haben soll: „I never touch Euripides, because he didn't know Greek.“ Leider habe ich vergessen, welchen Namen er in diesem Zusammenhang nannte. Möglicherweise handelt es sich hier aber auch um ein Wanderzitat, was ihm aber nichts von seiner Komik nehmen würde. So äußert sich ein „Präsident der Londoner Loge der Theosophischen Gesellschaft“ in den „Observations on Mr. Lillie's ‚KOOT HOOMI unveiled‘“ (1884), S. 13, bestimmte Äußerungen in einer Kontroverse „bring to mind an assertion once made to the writer by a college lecturer at Cambridge, that Euripides didn't know Greek!“ Das klingt sehr sophisticated, very British. (Das Zitat erscheint als einziges Resultat bei Eingabe der Worte „euripides didn't know greek“. [28.01.2021])

- 7) Snell wollte sicher kritisches Denken anregen, aber im Nachklang der 68er-Bewegung sah er sich doch zu Metakritik veranlasst: Er warnte davor, die früheren „Götter der Klassischen Philologen“ durch den „neuen Gott“ Habermas zu ersetzen. (Dieser wurde in der Studentenbewegung allerdings schon kritisch gesehen. Ihm war vor allem sein Ausdruck „linker Faschismus“ übelgenommen worden.)
- 8) Snell, B. (1935): Das I-Ah des Goldenen Esels, Hermes 70, S. 355 f.
- 9) [https://de.wikipedia.org/wiki/Bruno\\_Snell](https://de.wikipedia.org/wiki/Bruno_Snell) [19.04.2021].
- 10) Vor über einem Jahrzehnt dachte ich schon einmal voll Dankbarkeit an das Proseminar bei Snell und wollte an seine mit Witz verbundene aufrechte politische Haltung erinnern: Zieske, L. (2010): O', ‚ov' und ‚όχι'. 75 Jahre BRUNO SNELLS „Das I-Ah des Goldenen Esels“, Hermes 138; S. 119-23.

LOTHAR ZIESKE

## Griechisch und Latein in Japan – Zur Situation der alten Sprachen in Japan

Unter dem Titel „La Cultura Classica in Giappone“ veröffentlichte Professor Umberto Papalardo, Direttore Centro Internazionale Studi Pompeiani, Institut Supérieur des Sciences Humaines, Tunis, in der Zeitschrift *Cronache Ercolanesi* 50, 2020, pp. 297-309, einen Artikel über die Entwicklung der klassischen Philologie in Japan, ihren derzeitigen Stand und ihren Einfluss auf die Entwicklung des modernen Japan, sowie einen Überblick über Entwicklung und Stand der klassischen Archäologie in Japan.

Hier wird eine Zusammenfassung des Artikels vorgestellt.

### Die Kultur der klassischen Sprachen in Japan

Zwischen 1549 und 1597 kamen mit jesuitischen Missionaren zum ersten Mal Latein und das Studium der lateinischen Sprache nach Japan. Ziel der Jesuiten war es, das Lesen der Bibel zu fördern.

Von 1868 an wurde im Prozess der Modernisierung des Landes in der Meiji-Ära das Studium des Latein wieder aufgenommen. Dieses Mal sollte Latein zu einem besseren Verständnis der komplizierten Terminologien der exakten und der Naturwissenschaften führen. Universitäten begannen, westliche Professoren einzuladen. So wurde aus dem „Latein der Missionare“ (christliche Autoren) das „Latein der Professoren“ (klassische Autoren).

### Das Latein der Missionare

Ein zufälliges Ereignis führte zum ersten Kontakt zwischen Japan und dem Westen. 1543 erlitten portugiesische Passagiere einer chinesischen Barke bei der Insel Tanegashima Schiffbruch und wurden von der lokalen Bevölkerung

gerettet. Dabei trafen zum ersten Mal Japaner auf Europäer und die Europäer gelangten zur Kenntnis Japans.

Sechs Jahre später, 1549, machte sich Franz Xaver, der Gründer des Jesuitenordens, zusammen mit anderen Jesuiten auf, um in Japan das Christentum zu verbreiten. Dieses Datum bedeutet den Beginn der Beziehungen Japans zum Westen. Die Arbeit der Missionare war erfolgreich. Im 16. Jahrhundert waren unter etwa 30 Millionen Einwohnern 30 000 Katholiken. Die Anthologien, die für die Bildung japanischer Schüler gedruckt wurden, enthielten neben christlichen Autoren auch Passagen aus Platon, Homer, Cicero, Seneca und Vergil.

Die Aktivitäten der Missionare dauerten jedoch nicht lange. Weil neue Regierungen eine mögliche Invasion durch westliche Kolonialmächte fürchteten, verboten sie das Christentum und schlossen die japanischen Häfen für Ausländer, mit Ausnahme der Holländer, die als friedliche Händler galten.

Diese Politik setzte sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts fort. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts öffnete sich Japan von neuem der westlichen Kultur.

### Das Latein der Professoren

Im Jahr 1868 übernahm Kaiser Mutsuhito aus der Familie Meiji, der Urgroßvater des jetzigen Kaisers, die Macht. Er ging daran, die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Strukturen nach westlichem Vorbild zu verändern. Damit begann die Meiji-Ära, die bis 1912 dauerte und bekannt ist als Zeit der „Meiji-Restauration“ oder der „Verwestlichung“. In dieser Zeit passte sich Japan schnell an die westliche

Welt an, auch dank der industriellen Revolution. Einige Japaner wandten sich nun, neben dem Studium der modernen westlichen Sprachen, auch den klassischen Sprachen zu.

Dieses Mal waren es nicht katholische Mönche, die die klassische Kultur förderten, sondern Universitätsprofessoren. In dieser Zeit wurden europäische Professoren eingeladen, um an neu gegründeten Universitäten zu unterrichten.

Eine prägende Persönlichkeit für die Verbreitung der klassischen Kultur in Japan war Raphael von Koeber. Er lehrte viele Jahre an der Kaiserlichen Universität Tokyo westliche Philosophie, antike Sprachen und Literatur. Sein bevorzugtes Gebiet war die griechische Literatur. Die Mehrheit der Studierenden der klassischen Sprachen studierte eigentlich Philosophie und wandte sich den klassischen Sprachen als Zugang zur antiken Philosophie zu. Deshalb wurde mehr Griechisch studiert als Latein und Japaner lernten mehr griechische Autoren kennen als lateinische. Das erklärt, warum heute noch Studierende eher Griechisch wählen als Latein und warum allgemein die griechische Literatur bekannter ist als die lateinische.

### **Raphael von Koeber**

Der „Stammvater“ der japanischen Klassizisten, geboren 1848, Sohn eines deutschen Vaters und einer russischen Mutter, war Philosoph, Philologe und Musiker. Er studierte Musik in Moskau, promovierte in Philosophie in Heidelberg und ging im Alter von 45 Jahren an die Kaiserliche Universität Tokyo, um westliche Philosophie zu unterrichten. Er starb 1923 in Yokohama. Sein Grab auf dem Friedhof Zōshigaya gilt als Denkmal von nationalem Interesse. Seinem Vertrag mit der Universität gemäß sollte er nur die Geschichte des philosophischen

Gedankengutes Europas unterrichten. Er war aber überzeugt, dass ein gründliches Studium der europäischen Philosophie ohne Kenntnisse der „klassischen“ Vorfahren nicht möglich sei. Er bat daher in einem Brief an die Universität, ohne Bezüge wenigstens die „advanced students“ auch in Griechisch und Latein unterrichten zu dürfen. Er erhielt diesen Auftrag.

Von Koeber war ein Vertreter einer umfassenden deutschen humanistischen Bildung, die typisch für das späte 19. Jahrhundert war. Sein Bestreben war es, eine wahrhaft klassische europäische Kultur zu vermitteln und sich so einer Verwestlichung nur an der „Fassade“ entgegenzustellen, in einem Land, das selbst eine hoch entwickelte 1000-jährige Kultur besaß.

*Von Koebers Lehrtätigkeit förderte eine ganze Reihe von Schülern, die ihrerseits direkt oder indirekt maßgeblich zum kulturellen Leben Japans beitrugen: auf dem Gebiet der Philologie, durch Methoden der Textkritik, durch kritische, kommentierte Ausgaben der klassischen Autoren und durch Übersetzungen; durch Neuinterpretationen von Themen der griechischen Antike, in erzählender Prosa und im Theater und nicht zuletzt auf dem Feld der Archäologie.*

Das Studium der klassischen Philologie beförderte die Entwicklung einer „japanischen Philologie“, gemäß der historisch-kritischen Methode Lachmanns und führte zu einer Reihe von Projekten. So wurde 1950 die *Classical Society of Japan* gegründet; sie gibt das *Journal of Classical Studies* heraus und ist mit Beiträgen beim *Thesaurus Linguae Latinae* vertreten. Doch diese rege wissenschaftliche Tätigkeit kann nicht darüber hinweg täuschen, dass die klassischen Sprachen in der akademischen Ausbildung heute nur marginal vertreten sind. Nur sehr angesehene Universitäten bieten eine Abteilung für klassische Sprachen; Sprachstudenten wenden sich im Hin-

blick auf spätere Arbeitsmöglichkeiten eher den modernen Fremdsprachen zu.

Übersetzungen hauptsächlich griechischer, aber auch lateinischer Autoren durch von Koebers Schüler machten die klassischen Werke und ihre Themen einer breiteren japanischen Öffentlichkeit bekannt. Trotz der beträchtlichen Schwierigkeit, gerade bei der Übertragung antiker Namen in die japanische Silbenschrift, entstanden immer mehr Übersetzungen.

Schon vor 1920 erschienen einige Werke von Aristoteles, Platon, Homer und Herodot in japanischer Sprache, wobei nicht immer direkt aus dem Griechischen übersetzt wurde, sondern auf dem Umweg über moderne Sprachen, hauptsächlich aus dem Englischen. Dem heutigen Leser bieten sich daher Übersetzungen der meisten griechischen Autoren, vollständig oder als Anthologien. So kann man heute aus mindestens sieben verschiedenen Übersetzungen der *Ilias* und der *Odyssee* auswählen.

Die lateinische Literatur erlebte nicht die gleiche Akzeptanz wie die griechische. Es existieren zwar Übersetzungen der Hauptwerke von Plautus, Terenz, Cicero, Lukrez, Ovid, Seneca, Petron, Tacitus, Sueton, Apuleius und einiger Lyriker. Aber mit Ausnahme von Caesars *De bello Gallico* erfreut sich die lateinische Literatur nicht der ihr gebührenden Wertschätzung. Der japanische Öffentlichkeit scheint insgesamt die lateinische Literatur fremd, während die griechische Kultur sofort günstig aufgenommen wurde. Beim Versuch einer Erklärung lassen sich zwei Faktoren anführen: die enge Affinität zwischen den beiden Kulturen, die von Künstlern und Autoren immer wieder hervorgehoben wird, und die Affinität zwischen ihren Religionen und Mythologien. So trifft man auch heute in Japan auf Traditionen des Polytheismus und des Animismus.

Eine Reihe von zeitgenössischen Autoren beschäftigte sich mit Themen aus der antiken Literatur, besonders der griechischen, und übertrug sie in die Gegenwart: Elektra, Orest, Medea, Iphigenie, Heracles. Die Tragödien des Sophokles haben heute ihren festen Platz im japanischen Theaterleben (allerdings nach Shakespeare, Molière, Brecht und anderen europäischen und amerikanischen Autoren). Einige aufsehenerregende Inszenierungen wurden weltweit berühmt und in den USA und in Europa aufgeführt.

### **Der Beitrag der klassischen Kultur zur Entwicklung des modernen Japan**

Welche Rolle kommt der klassischen Kultur in der Entwicklung des modernen Japan zu? Vor dem Versuch einer Antwort gilt es zu berücksichtigen, wie schnell in Japan die Annäherung bzw. Anpassung an den Westen vor sich ging, nämlich in nur zwei Jahrhunderten, und das in einem Land mit eigenen, völlig anders gearbeteten, 1000-jährigen Wurzeln. Da scheint die Frage berechtigt, wie weit sich Japan wirklich den fundamentalen Werten der klassischen Kultur angepasst hat, wie den Konzepten der *humanitas* und der Demokratie. Heute erleben wir praktisch überall in der westlichen oder „verwestlichten“ Welt eine Prosperität und einen Zugang zu Konsumgütern wie nie zuvor. Und dennoch treten Ungleichheit und soziale Verwerfungen stärker hervor, zusammen mit einem Niedergang des Humanismus und einer Degeneration der demokratischen Prinzipien, zugleich verbreitete Korruption sich selbst auf höchster Ebene.

Deshalb ist die Aufgabe der klassisch Gebildeten in Japan nicht viel anders als die, die sich der humanistischen Bildung auch in anderen Ländern stellt, nämlich die zwei Prinzipien der

*humanitas* und der Demokratie mit Leben zu erfüllen.

Welchen originalen Beitrag können andererseits japanische Klassizisten zur Entwicklung der klassischen Kultur in der westlichen Welt leisten?

Ausgehend von der Annahme, dass eine gewisse Affinität zwischen der japanischen und der griechischen Kultur besteht, besonders in Bezug auf die homerischen Helden, und dass in Japan auch heute diese Einstellung allgemein anzutreffen ist, könnte der japanische Beitrag vor allem im Bereich der vergleichenden Literatur liegen, im Fall der homerischen Studien als Experten für die Entstehung des Epischen, der mündlichen Traditionen. In der Tat gibt es auch in Japan eine lange Tradition der mündlichen Erzählung, vorgetragen von wandernden Sängern, die sich mit der Laute begleiten.

### Japan und die klassische Archäologie

Besonders vorteilhaft für beide Seiten entwickelte sich die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Archäologie. War es Ende des 19. Jahrhunderts, als das Interesse an westlicher, besonders an griechisch-römischer Kunst allmählich erwachte, zunächst pure Neugier gegenüber dem Fremden, dem „Ästhetischen“, so wurde daraus im Lauf der Zeit, zumindest unter den „Akademikern“ ein umfassendes Verständnis der historischen Entwicklung und der ästhetischen Werte.

Zunächst waren es wieder europäische Professoren, in diesem Fall italienische, die in Japan lehrten, an der Kunstschule der Kaiserlichen Universität Tokyo. Bald schon übernahmen ihre japanischen Schüler die Lehrgänge der griechisch-römischen Kunst.

Unterstützt vom wirtschaftlichen Boom der 50er bis in die 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts richteten private Kunstsammler ihren Fokus mehr und mehr auf griechische,

etruskische und römische Kunst. Parallel dazu erleichterte eine zunehmende Zahl öffentlicher Ausstellungen den Zugang zu antiker westlicher Kunst für ein breiteres japanisches Publikum.

Auf dem Gebiet der italienischen Archäologie war es immer schon Pompeji gewesen, das bei den Japanern Neugier und Faszination erregt hatte. Zahlreiche Persönlichkeiten aus Politik und Gesellschaft besuchten Pompeji und Herculaneum, unter ihnen auch die beiden Kaiser Hirohito (1921) und Akihito (1953), Großvater bzw. Vater des jetzigen Kaisers.

Auf wissenschaftlichem Gebiet intensivierten sich die wechselseitigen Beziehungen. Japanische Archäologen nahmen teil an Grabungen in Pompeji und Herculaneum bzw. leiteten sie. Von der Kontinuität des wissenschaftlichen Austauschs zeugen zahlreiche wissenschaftliche Publikationen, u.a.:

Bunei Tsunoda, der erste japanische Stipendiat der italienischen Regierung in Rom, später Professor für Archäologie in Osaka, gründete 1990 die Zeitschrift *Opuscula Pompeiana*.

1991 veröffentlichte Professor Masanori Aoyagi *Pompei no Hegika*, ein *corpus monumentale* zu den Malereien in Pompeji und Herculaneum, das in andere europäische Sprachen übersetzt wurde.

2006 gründete er die Reihe Pompei, deren 4. Band 2018 erschien.

Er setzte sich auch für die digitale Version der 8 Bände von *Le Antichità di Ercolano* ein, die im Internet frei zugänglich ist.

Zahlreiche Ausstellungen zu Pompeji und Herculaneum, die um die ganze Welt gingen und weltweit Beachtung fanden, verdanken wir seinem Engagement.

ANNA KÜBEL

Die Zeitschrift „Forum Classicum“ setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise viermal jährlich.

**Herausgeber:** Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes:

Prof. Dr. Stefan Freund, Bergische Universität Wuppertal, Klassische Philologie, Gaußstraße 20, 42119 Wuppertal, E-Mail: info@altphilologenverband.de, Internet: <https://www.altphilologenverband.de>

**Schriftleitung für das Forum Classicum:** Prof. Dr. Markus Schauer, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Institut für Klassische Philologie und Philosophie, An der Universität 5, 96045 Bamberg, E-Mail: markus.schauer@uni-bamberg.de

Redaktionsassistenten: Sarah Weichlein und Ellen Werner (Universität Bamberg)

Die **Redaktion** des Forum Classicum gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. **Berichte und Mitteilungen, Allgemeines:** Prof. Dr. Stefan Freund (s. o.)
2. **Didaktik:**  
Dr. Anne Friedrich, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Seminar für Klassische Altertumswissenschaften, 06099 Halle (Saale), E-Mail: anne.friedrich@altertum.uni-halle.de  
OStD Michael Hotz, Wilhelmsgymnasium München, Thierschstr. 46, 80538 München, E-Mail: michael.hotz@wilhelmsgymnasium.muenchen.musin.de
3. **Fachwissenschaft:**  
Prof. Dr. Markus Schauer (s. o.)
4. **Schulpolitik:**  
OStR i.K. Dr. Benedikt Simons, Bilkrather Weg 30, 40489 Düsseldorf, E-Mail: kontakt@benediktssimons.de
5. **Personalia, Varia:**  
OStD Hartmut Loos, Am Roßsprung 83, 67346 Speyer
6. **Rezensionen:**  
StD i. R. Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen, E-Mail: monikaunddietmar@gmx.de
7. **Zeitschriftenschau Fachwissenschaft:**  
Erik Pulz, Universitätsplatz 12, 06108 Halle (Saale), E-Mail: erik.pulz@altertum.uni-halle.de
8. **Zeitschriftenschau Fachdidaktik:**  
Dr. Roland Granobs, Nordhauser Str. 20, 10589 Berlin, E-Mail: granobs@aol.com  
StD i.R. Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, E-Mail: Josef.Rabl@t-online.de

**C. C. Buchner Verlag**, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

**Layout und Satz:** StD Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

**Anzeigenverwaltung:** Franziska Eickhoff, M. A., Geyener Straße 2, 50259 Pulheim, E-Mail: franziska.eickhoff@yahoo.de

**Herstellung:** BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: info@boegl-druck.de

### **Forum Classicum im Internet**

Das „Forum Classicum“ und seinen Vorgänger, das „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ mit allen veröffentlichten Beiträgen, finden Sie von Heft 1/1994 an auf der Homepage des DAV ([www.altphilologenverband.de](http://www.altphilologenverband.de)) unter dem Reiter „Veröffentlichungen“/ „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt, sowie auf dem Informations- und Serviceportal der UB Heidelberg und der BSB München (<https://www.propylaeum.de/>) unter dem Reiter „Publizieren“/„Propylaeum-eJournals“ (<https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/fc/index>). Ein Inhaltsverzeichnis sämtlicher Hefte seit 1958 wird auf der Homepage der Humboldt-Universität zu Berlin bereitgestellt (<http://www.klassphil.hu-berlin.de/fachgebiete/didaktik/indices/zeitschriften-und-reihen/forum-classicum>).

**Autorinnen und Autoren dieses Heftes** (siehe Impressum, ferner):

Anna K ü b e l , *anna.kuebel@freenet.de*

Dr. Franz L e d e r e r , 95326 Kulmbach

Prof. Dr. Michael L o b e , Franz-Ludwig-Str. 22, 96047 Bamberg, *michaellobe@web.de*

Dr. Anna Elissa R a d k e , Gisselberger Str. 2, 35037 Marburg, *h.e.hessa@gmx.de*

Dr. Josef R e i s d o e r f e r , 12, rue Marie Müller-Tesch, L-4250 Esch-Alzette, Luxembourg,

E-Mail: *reisdoe@gmail.com*

Dr. Michael P. S c h m u d e , Ahler Kopf 11, 56112 Lahnstein, *m.p.schmude@web.de*

Konstantin S c h u l z , *schulzcx@win.tu-berlin.de*

Prof. Dr. Wilfried S t r o h , Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München, *stroh@klassphil.uni-muenchen.de*

OStR Christoph W u r m , Humboldtstr. 25, 44137 Dortmund, *chrwurm@aol.com*

Lothar Z i e s k e , *zieske309@gmx.de*

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt.

**Zuschriften und Beiträge sind zu richten an:** [forum-classicum.klassphillat@uni-bamberg.de](mailto:forum-classicum.klassphillat@uni-bamberg.de)

Ein **Stylesheet** zur Vereinheitlichung von Zitierweisen und Literaturangaben bei Artikeln, Rezensionen und Beiträgen aller Art finden sie auf der Website des Fachinformationsdienstes Altertumswissenschaften Propylaeum unter <https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/fc/index>.

**Bitte an die Verfasser von Rezensionen**

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und Anmerkungen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Auf Fußnoten ist möglichst zu verzichten. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: abgekürzter Vor- und vollständiger Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber (Erscheinungsjahr): Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Seitenzahl, Preis, (ISBN-Nummer). Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben: Vorname, Name, Titel, Funktion/Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse. Rezensionen sind an Dr. Dietmar Schmitz zu senden (siehe Impressum).

**Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist. Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 16,50; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 5,20 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

# DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

## Adressen der Landesvorsitzenden

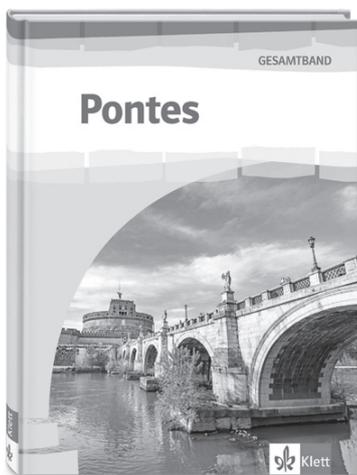
- 1. Baden-Württemberg**  
Dr. Stefan Faller  
Seminar für Griechische und Lateinische  
Philologie  
Albert-Ludwigs-Universität  
Platz der Universität  
79085 Freiburg  
*stefan.faller@altphil.uni-freiburg.de*
- 2. Bayern**  
StD Harald Kloiber  
Pfalzgrafenstr. 1e  
93128 Regenstauf (Oberpfalz)  
Tel.: (0 94 02) 76 52  
*harald.kloiber@t-online.de*
- 3. Berlin und Brandenburg**  
Prof. Dr. Stefan Kipf  
Humboldt-Universität zu Berlin  
Institut für Klassische Philologie  
Unter den Linden 6  
10099 Berlin  
Tel.: (030) 2093 70424  
*stefan.kipf@staff.hu-berlin.de*
- 4. Bremen**  
Imke Tschöpe  
Rackelskamp 12  
28777 Bremen  
*tschoepe@nord-com.net*
- 5. Hamburg**  
DAV, Landesverband Hamburg  
(Dr. Anne Uhl)  
Lutterothstr. 87  
20255 Hamburg  
*hamburg@dav-nord.de*
- 6. Hessen**  
Dr. Marion Clausen  
Gymnasium Philippinum Marburg  
Leopold-Lucas-Straße 18  
35037 Marburg  
*Marion.Clausen@Gmail.com*
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**  
Christoph Roettig  
Slüterufer. 15  
19053 Schwerin  
Tel.: (03 85) 73 45 78  
*ac.roettig@arcor.de*
- 8. Niedersachsen**  
Dr. Katja I. L. Sommer  
Helene-Lange-Schule Hannover  
Hohe Straße 24  
30449 Hannover  
*ksommer@NAVonline.de*
- 9. Nordrhein-Westfalen**  
Dr. Susanne Aretz  
Zu den Kämpen 12 d  
44791 Bochum  
Tel. (0170) 28 08 326  
*aretz@neues-gymnasium-bochum.de*
- 10. Rheinland-Pfalz**  
OStR'in Nina Stahl  
Friedrich-Wilhelm-Gymnasium  
Olewiger Str. 2  
54295 Trier  
*janina.stahl@fwg-trier.com*
- 11. Saarland**  
OStR Rudolf Weis  
Richard-Wagner-Str. 7  
66386 St. Ingbert  
Tel.: (0 68 94) 37637  
*abkmrw06897@arcor.de*
- 12. Sachsen**  
Günter Kiefer  
Flurweg 1A  
02977 Hoyerswerda  
*gw.kiefer@web.de*
- 13. Sachsen-Anhalt**  
Dr. Anne Friedrich  
Inst. für Altertumswissenschaften (MLU)  
Universitätsplatz 12  
06108 Halle/ Saale  
Tel.: (03 45) 55 24 010  
*anne.friedrich@altertum.uni-halle.de*
- 14. Schleswig-Holstein**  
StD Ulf Jesper  
IQSH  
Schreberweg 5,  
24119 Kronshagen  
*ulf.jesper@iqsh.de*
- 15. Thüringen**  
Uwe Adam  
Salzmannschule Schnepfenthal  
Staatliches Spezialgymnasium für Sprachen  
Klostermühlenweg 2-8  
99880 Waltershausen/Schnepfenthal  
*(Stand: Juni 2021)*



Thomas Weccard, Ludwigsaburg

# Optimale digitale Unterstützung bei der Textarbeit

## Das neue Pontes in Navigium-Online



**N** NAVIGIUM

Klett kooperiert mit der beliebten Lern- und Lehrsoftware Navigium-Online. Alle Lektionstexte und Vokabeln des neuen Pontes sind in Navigium eingebunden.

### Ihre Vorteile auf einen Blick:

- Schneller Überblick über die sprachliche Struktur der Lektionstexte durch Satzgliedmarkierungen und Einrückungen
- Einfaches Vorbereiten differenzierter Textvarianten
- Einfaches Anlegen von Textlexika und eigener Vokabellisten
- Komfortable Erstellung von Klassenarbeiten
- Vokabeltesterstellung und -auswertung in Sekunden
- Sofort und überall einsatzbereit per Online-Login

[www.klett.de/pontes-navigium](http://www.klett.de/pontes-navigium)

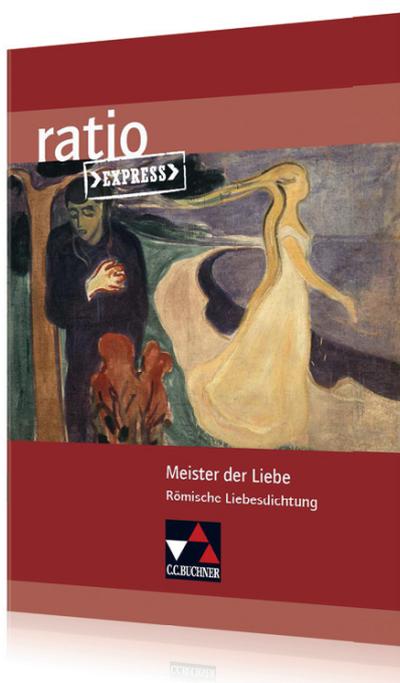
Ernst Klett Verlag,  
Postfach 102645, 70022 Stuttgart  
[www.klett.de](http://www.klett.de)

 **Klett**

# ratio

EXPRESS

Schwerpunktthema  
Baden-Württemberg:  
„Römische Liebes-  
dichtung“



Catull, Tibull und Ovid betraten mit ihrer Dichtung literarisches Neuland und rüttelten an den damaligen Moralvorstellungen. Die Texte dieser Ausgabe bieten die Möglichkeit, die römische Liebesdichtung in den historischen Kontext einzuordnen und ihre zentralen Motive und Themen vergleichend zu erarbeiten.

### Meister der Liebe

Römische Liebesdichtung  
ISBN 978-3-661-53074-1,  
ca. € 12,-

*Erscheint im 2. Quartal 2021*



C.C. Buchner Verlag GmbH & Co. KG  
[www.ccbuchner.de](http://www.ccbuchner.de) | [www.facebook.com/ccbuchner](https://www.facebook.com/ccbuchner)